

Kp

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seit:
Ereignisse	1
Montenapue und Soziologie. Von Ludwig Gumplowicz	22
Abstieg des Repräsentanten. Von Bernard Shaw	27
Rik-Dresden. Von Cornelius Gurliß	29
Banken und Bankiers. Von Leden	35

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 673 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915

„ 7916

} Kuxenabteilung.

Telegramme: **Ulrichs.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

SCHWARZBURG

Beste Pension * * * *

Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad *

Bürgerliche Preise * *

Weisser Hirsch

EMIL JACOBY

„Herz-Schuhe“



Franco-Versand
nach den Vorzügen

Friedrich-
Sfrasse 70

Leipzigerstr. 120
Schillstrasse 11 1/2

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petersstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Sechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1907.



Inhalt.

Abſchied des Repräſentanten	27	Etienne ſ. Dementis ſ. a. Frank-	
1870 ſ. Frankreich und Deutſch-		reich und Deutſchland.	
land.		France, Anatole	184
Aktionäre, meuternde	225	Frankreich und Deutſchland	39
Alt-Dresden	29	Franzöſiſch-Deutſche Jahres- und	
Amerikanische Truſts	446	Tages-zeiten ſ. Heuert.	
Antiſchiſt, ſ. Nieſche als Syn-		Frühlings Erwachen ſ. Theater III.	
thetiſer.		Hau	305
Antwort	60	Hau, Prozeß	121
Auf Ded ſ. Kaiſer, zwei.		Hauptmann, Gerhart ſ. Theater III.	
Babeluren ſ. Wilhelms Höhe.		Herbſtſonett	439
Bauernrevue	331	Heuert	79
Bayernkönige, zwei, als Bauherren	55	Hochſchule ſ. Universalgeſchichte.	
Banken und Bankiers	35	Hochſchullehrertag, der erſte	322
Carbucci	236	Hundert ungeſchriebene Schriften	61
ſ. a. Titumnus.		Japan ſ. Heuert ſ. a. Orient u.	
Casablanca ſ. Wilhelms Höhe.		Occident.	
Chicagoer Fleiſchſkandal ſ. Ameri-		Immediatvertrag ſ. Kaiſer, zwei.	
kanische Truſts.		Inder und Syllabus	379
Chineſ, der	440	Intra et extra ſ. Triptychon.	
Titumnus, an den Quellen des	370	Iſmael	366
Cortez, Ferdinand	250	Jungfern, die, vom Biſchofsberg ſ.	
Dementis	419	Theater III.	
Deutſchlands auswärtige Politik ſ.		Kaiſer Wilhelm in Kiel ſ. De-	
Dementis ſ. a. Frankreich u.		mentis.	
Deutſchland.		Kaiſer, zwei	195
Dichterin, eine der Stimmung	113	Kaiſerrede in Münſter ſ. Marokko.	
Dieß, Dr. Rechtsanwalt ſ. Hau.		Kaiſerzuſammenkunft in Swine-	
Dresden ſ. Alt-Dresden.		münde ſ. Kaiſer, zwei.	
Düſſerer Abend	235	Kammerſpiele ſ. Theater III.	
Eduard VII. ſ. Wilhelms Höhe.		Kiautſhou	377

Kiautschou, Sollen wir aufgeben?	171	Privatnotenbanken	117
Kolonialjustiz	96	Pogrom, der	431
Kondottieri, die	404	Randazzo am Netna	424
Konjunktur, die	302	Reichsbank, das Stammkapital der	374
Korea s. Orient und Occident.		Revisoren	151
Kreditreform	415	Rußland und Deutschland s. Kaiser, zwei.	
Krieg, der heilige s. Marokko.		Salome s. Strauß.	
Kriegsphilosophie	229	Schriften s. Hundert ungeschrie- bene.	
Kursfabrikation	335	Selbstanzeigen 189, 299, 333, 401.	
Li-Tai-Pe	137	Shakespearebiographie	148
Liberales oder demokratisches Wahl- recht	359	Soziologie s. Monismus.	
Mann, Heinrich	391	Stahlwerke s. Konjunktur.	
Mannheim	141	Stammkapital s. Reichsbank.	
Märchenbergen, aus den	395	Standard Oil	257
Marokko	339	s. a. Amerikanische Trusts.	
s. a. Dementis s. a. Kaiser, zwei s. a. Wilhelms Höhe.		Strauß, Richard	98
Mehl-Kartell	444	Strauß, für	246
s. a. Müller.		Stützen, die, der Gesellschaft s. Theater III.	
Menschenverstand, der gesunde	180	Syllabus s. Index.	
Michaelis	453	Theater III, das	465
Modereform	386	Treitschke, Heinrich von s. Kriegs- philosophie.	
Monismus und Soziologie	22	Triptychon	1
Mübe	140	Trusts s. amerikanische.	
Müller, Wünsche der deutschen	292	Tunis, aus	412
s. a. Mehl-Kartell.		Universalgeschichte auf der Hoch- schule	432
Nicolaus II. s. Kaiser, zwei.		Urim-Tummim s. Triptychon.	
Niebsche-Overbeck s. Antwort.		Villafranca s. Wilhelms Höhe.	
Niebsche als Synthetiker	217	Vor Sonnenaufgang s. Theater III.	
Onkel Heinrich	397	Wahlrecht s. Liberales.	
Orient und Occident	155	Weltbürgertum, modernes	244
Pahlen, Hans	213	Wilhelms Höhe	263
Pessimisten, an die	335	Zinsfuß, der	191
Peters s. Triptychon s. a. Kolo- nialjustiz.			
Petroleumtrust s. Standard Oil s. a. Amerikanische Trusts.			



Berlin, den 6. Juli 1907.

Triptychon.

Urim • Thummim.

Der Ephodos (so hieß nicht nur das gegürtete Kultgewand israelitischer Priester, sondern auch das aus Holz und Metall gefügte Bild ihres Gottes) war, als der Jahwe undurchdringlichen Gewölkes sich materialisirt hatte, Orakelgeräth geworden. Geweihte Auskunftsstätten, wie, vielleicht als Gründungen priesterlichen Erwerbsbedürfnisses, Delphoi und Praeneste einst waren, kannte Israel nicht. Wer Rath suchte, auf eine Frage Antwort wollte, trug seinen Zweifel vor Jahwes Antlitz. Thronte er auf der Bundeslade zwischen den Flügeln der Cherubim? Sprach er nur aus dem in der Lade aufbewahrten Bild oder auch aus den Ephoden, die reiche Leute für ihren Privatgebrauch schnitzen und hämmern ließen? Löste nur der Hohepriester oder jeder Sohn Levis ihm die Zunge? Gott und Richter, Vormund und Göze der Nation war er; wurde vor jedem wichtigen Unternehmen befragt: und die Weisesten deuteten (oder distirten) die Antwort. Ganz sauber ging's dabei wohl ebenso wenig zu wie im Tempel des pythischen Apollon und bei den sortes praenestinae; doch auch ein Taschenspielerstück sollte den Lebensinteressen des Volkes dienen. „Sie suchten Saul, den Sohn des Kis, fanden ihn aber nicht. Da fragten sie den Herrn: ‚Wird er auch noch herkommen?‘ Der Herr antwortete: ‚Siehe, er hat sich unter die Häffir versteckt.‘ Da liefen sie hin und holten ihn. Und da er unter das Volk trat, war er eines Hauptes länger denn alles Volk.“ „Saul fragte Gott: ‚Soll ich hinabziehen, den Philistern nach?‘ Aber er antwortete ihm zu der Zeit nicht.“ „Und Saul sprach zu dem Gott Israels: ‚Schaffe Recht!‘ Da ward Jonathan und Saul getroffen; aber das Volk ging frei aus.“ Anruf oder dichotomische Frage; Schweigen oder kurze, schlagende Antwort. Wieder sind wir im Dun-

fel. Redete der Gott oder deutete der Levit den Gestus, die Reigung des Kopfes, die Bewegung der Hand? Wirkte der Glaube das Wunder oder half man, wie, nach der Angabe Herons von Alexandria, in Egypten, mit Mechanismen nach? War das Orakelgeräth, durch das Urim und Thummim, das Licht und das Recht, offenbar wurde, ein am Ephodos haftendes Los? Wäre, wie Graef sagt, die zwölf Gemmen auf dem Brustschild der Hohepriester oder, wie Renan vermuthet, die Steine auf einem Schachbrett? Wir wissen nicht. Wissen nur, daß jede wichtige nationale Sache vor Jahwe gebracht ward, der also, wie ein Lebendiger, des höchsten Richteramtes waltete. „Vielleicht war die obere Hälfte des in Schachbrettfächer eingetheilten Brustschildes mit dem geflügelten Diskus und den Uraiosschlangen geschmückt (dem ägyptischen Symbol der Unendlichkeit). Man nannte diesen Theil des Schildes das Orakel (λόγισον oder λογισιον) und freute sich wohl des Bewußtseins, daß der Hohepriester Israels Orakel auf dem Herzen trage. Das Sakrament war entgeistet, materialisirt, in ein Schmuckstück des Levitenkleides verwandelt worden. Die offizielle Priesterkaste bemächtigte sich des Orakels und ließ es so allmählich verschwinden. Schon im fünften Jahrhundert vor Christus wußte man nicht mehr, was man sich unter dem Ephodos, dem Urim und dem Thummim eigentlich vorstellen sollte. Einst, hieß es, kommt uns ein heiliger Mann, der durch Urim und Thummim Recht spricht. Das war ein Bischofentronisch gemeint und klang ungefähr wie uns heute der Satz: Das Jüngste Gericht bringt die Entscheidung.“ (Renan.) Die große Zeit der Propheten kam ohne das Urim-Thummim aus. Ihre Mantel wehrte sich gegen jede Form des Bilderkultes und Götzendienstes. Nicht Wunderthäter wollten sie sein, sondern vom Geist des Ewigen Inspirirte; nicht das Unkraut des Aberglaubens wuchern lassen, sondern Glauben pflanzen, der ohne Stütze himmelan wachsen könne. Sie waren Puritärer, Reformatoren, Protestanten. Wie den Luther, Calvin, Knox, konnte Tempelschmuck und Weihegeräth ihnen nichts bedeuten. Von Geistes Gnaden waren sie: und wollten dem Geist im Volke die Herrschaft sichern. In ihrem theokratischen Empfinden war Religion von Politik nicht zu trennen. Und ihr Ziel: Israel zu einer in Demuth starken, reifen, nur von Jahwe abhängigen Nation zu machen, zu einem Volk von Brüdern, das durch Leid und Entbehrung in gerechtem Wandel seinen Weg in die Klarheit sucht.

An der Spitze dieser Schaar schreitet in der Heiligen Schrift Jesaias. Ein frommer Poet, ein Publizist ersten Ranges; der stärkste Ausdruck des in Israel beim Ausbruch einer Schicksalsstunde schwingenden Rhythmus. In seiner Rede ist Feuer und Wucht, Blitz und Donner. Sein Gedanke hat Flügel

und hebt die Sprache bis auf die Höhe, wo er sie haben will. Er ist kein Plebejer, kein self-made-man. Was zu lernen ist, hat er erlernt; dürfte sich, mit besserem Recht noch als sein Nachfahrlaffalle, einen mit der Bildung seines Jahrhunderts Gefättigten nennen; und verkehrt (trotzdem er nicht, wie eine Rabbinerlegende behauptet hat, von Königen stammt) als Gleicher mit dem Großen des Judenreiches. Die regirende Familie selbst sucht bei ihm Rath. Er ist nicht beamtet, nicht zur Priesterkaste gehörig, auch nicht reich. Ist dennoch die Stimme, auf die fast ein Halbjahrhundert lang Alles lauscht. Das Gewissen der Nation. Jedes Wort, das er spricht, hat der Tag gezeugt, die Noth einer bestimmten Stunde seinem Sinn entbunden: dennnoch verweht es der Abendwind nicht. Mit den nationalen Bedürfnissen wechseln die persönlichen Stimmungen. So mächtig ist in diesem Menschen aber die Leidenschaft, daß sie über den Anlaß, der sie aufwirbelte, weit hinaus fortwirkt und heute noch uns das Seelenklima einer Volkschicht deutlich erkennen lehrt. Auf den Nimbus der Wahrsagerkunst hat er nicht ganz verzichtet. Wollte Lehrer und Seher zugleich sein. Doch spottet er manchmal selbst seiner Mantisweisheit und speißt unbequeme Trager mit billigem Scherzwort ab. Nach der Thaumaturgenrolle, die das schlichte Menschenbild des Christus entstellt, hat der Sohn des Amos nie gelangt. Der gute Ehemann und redliche Hausvater fühlte sich als den vorgeschobenen Wachtposten Israels und als seine wichtigste Pflicht, Greuelnde und in den Tag hinein Tauchzende zu warnen, Träge aus ihrem Schlummer aufzurütteln. Er, den mancher Reiche mittags, mancher Gewaltige in später Dämmerstunde besuchte, erfuhr mehr als Andere, erkannte klarer die Ursachen des Geschehens und sah deshalb auch die Wirkung früher voraus. In seinem Stübchen häuften sich die Nachrichten, wurden Meinungen gemacht, die morgen public opinion sein konnten: Grund genug für die Könige, Priester und Richter in Israel, dieser Großmacht sich nicht völlig zu verfeinden. Und ob er nackt einherschritt auf schweißigem Fuß, da er auf Zahwes Geheiß den Sackshurz und die Schuhe abgelegt hatte, ob seine Stimme zu schrill klang, sein Satzbau allzu gepunkt schien und sein Athem Schmähung ins Ohr der Lauscher hinfegte: er blieb das Gefäß des Herrn, der Sprecher der Nation und die Menge horchte auf den Ränder bitterer Wahrheit. Was immer Wahrheit? Sie galt dafür. Mußte den Kindern Israels das Bündniß mit Egypten, mit Babylon schaden? Ja. Jesaias wollte es nicht. Die Richter fand er der Pflicht entfremdet, die Schreiber feil, die fromme Stadt zur Hure erniedert, den ganzen Leib des Volkes fied und unheilbarer Fäulniß nah. „Von der Fußsohle bis zum Haupt ist nichts Gesundes an ihm; nur Wunden, Striemen, Eiter-

beulen, die nicht verbunden, mit Heftpflaster bedeckt noch mit Del gelindert sind.“ Die Fülle des geschlachteten Viehs säufligt nicht den Zorn des Herrn. Also spricht er: „Was soll mir die Menge Eurer Opfer? Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, des Fettes von gemästeten Thieren und habe keine Lust am Blute der Farnn, der Lämmer und Böcke. Lernet Gutes thun, trachtet nach Gerechtigkeit, helfet Denen, die Gewalt niederdrückt, schaffet den Waisen ihr Recht und schüßet die Witwen! Wollt Ihr mir gehorchen, so sollt Ihr des Landes Gut genießen; weigert Ihr Euch aber und seid ungehorsam, so soll Euch das Schwert fressen.“ Gelind ist der Herr nicht, den dieser Diener sprechen läßt. Was sein flammendes Auge erblickt, scheint ihm krank, morsch, zum Untergang reif. Schon ist in ihm von dem Geist, der die Einfältigen und die mit Mühsal Beladenen zu sich kommen heißt. Die Starken, die Reichen und Mächtigen will er brechen, die schlanke Ceder vom Libanon beugen, übermüthigen Stolz Demuth lehren. Wozu braucht Ihr Schiffe und Kriegswagen, Brunkfahrzeuge und kostbares Geräth? Nicht von außen kommt Euch die Macht und der Glanz: nur aus dem innersten Gehäus Eures Glaubens. Anderen Völkern habt Ihr nicht nachzustragen, nicht ihrer Euch zu erweichen noch ihnen Euch zu verbünden: nur auf Euch seid Ihr gestellt, und was sich draußen etwa bewegt, hat Euch nicht zu kümmern. Eure Aufgabe ist auch nicht, Kunst zu treiben, Bilder zu wirken, Leib und Leben zu schmücken, das Haar zu salben und Zions Töchter in köstlichen Gewanden und Schuhen, mit geschminktem Antlitz und gerecktem Hals, durch die Straßen schwänzeln zu lassen. Welcher Weise kniet vor dem Werk seiner Hände? Welches ehrbare Weib prunkt mit Ringen und Spangen, Ketten und Borten? Weh den Prächtigen! Der Tag des Gerichtes naht. In Erdhöhlen und rauhe Felsklüfte werden die Aufgedonnerten flüchten, wenn des Herrn Blick Israel wägt und verdammt. Nur das Häuflein der Reinen, ohne Hofart Heiligen wird er schonen und in hellere Zukunft schicken. Dieser Zukunft ist der Prophet, der Rabi, gewiß. „Höher denn alle Berge ringsum wird der Berg sein, da Jahwes Haus steht. Alle Heiden werden hinströmen, alle Völker von diesem Gipfel das Heil erwarten: denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und von Jerusalem Jahwes Urtheil und strafen-der Spruch. Zum Pflugschar wird dann das Schwert und der Spieß zur Sichel: denn nie mehr hebt zum Krieg ein Volk wider das andere fortan die Waffen.“

Friedliche Lehre. Der Krieg dünkte sie das ärgste Verbrechen, die Kriegskunst eines Höllengelistes Erfindung. Israel hat diesen Lämmlein frommenden Bahn zu büßen gehabt. Doch was blieb dem Volk in dem düsteren assyrischen Pferch, wenn nicht vom Himmelsfrieden her ein Strahl fleckloser Sonne

ihn erhellte? Droben kämpft man nicht; und dieser reinen Sphäre würdig zu werden, ist Israels Pflicht. Des Reiches würdig, das Jahwe regirt, durch die Ränder seiner Lehre in ernster Erzieherarbeit läutern läßt. Wozu die Hand waffen? Waffnet den Geist! Wozu Schild und Speer? Gerechtigkeit sei Euer Panzer und Güte gegen Gewalt Eure Wehr. Demokratisch darf man diese Geisterverfassung nicht nennen; ihr erstes Gebot hieß ja: Dacht Euch knechtisch unter dem vom Horeb her dröhnenden Willen! Demokratisch war nur der Glaube an die Allmacht der Wissenschaft und eines mit dem Menschen geborenen Rechtes. Auch die Einheit im Abscheu vor Gözendienst und Bilderverehrung. Wo das Ziel der Volkssehnsucht in dieser Welt lag, in der gemeinen Wirklichkeit Etwas erkämpft werden sollte, da (in Hellas, in Rom, bei den Herrenvölkern des Mittelalters) schied die Oberschicht sich gern von der Menge, ließ sie gern in Aberglaubensnacht schmachten. Nur die klügere Klasse durfte ja Führerrecht heischen. Wo das nationale Wünschen über den Bezirk irdischen Strebens hinauslangte, war solche Verschmittheit nur zeitlicher Tand, wurde diese Scheidung in Weise und Thoren, Aufgeklärte und Dumpffinnige zum unerträglichen Uebel. Alle Chiliasten, Kommunisten, Sozialisten haben stets so gedacht. Alle müssen so denken, die nicht mit dem Schwert, mit gegliederten, dem Befehl gehorsamen Haufen Raum und Macht erobern wollen und sicher sind, daß einem Volk einiger Brüder ein Morgen friedlicher Gerechtigkeit tagt. So dachte auch Israel in der Zeit höchsten Prophetenruhmes. Göttlichen Odems voll war der Rabi; nicht Marktzauberer noch einem Fetisch hörig, sondern der Mund des Herrn. Drum räth er, die hölzernen Götterbilder in die Erdrigen der Maulwürfe, in die Baumhöhlen und Mauerlöcher der Gliedermäuse zu werfen. Räth, dem Brandopfer sich zu entwohnen und, statt mit Fleischaust und Blutdunst den Herrn zu umschmeicheln, auf rechtem Weg in bescheidener Liebe vor ihm zu wandeln. Denn dieser Gott ist ein sittliches Wesen; ist ein Vater, der zürnen und strafen, doch auch streicheln und verzeihen kann; ist ein Politiker, der in gleichen Schalen Wunsch und Bedürfnis wägt und aus der Summe des Möglichen vor jedem Sonnenaufgang das Notwendige errechnet. Soll es ihn freuen, wenn Ihr Euer Antlitz zerseht, mit scharfem Messer den Leib verstümmelt, gleich Rasenden in Krämpfen und Zieberreißgen Euch vor seinem Auge windet? Daß mag dem Bal von Babel, dem Usur von Ninive gefallen. Ueber Euch waltet ein vernünftiger Gott. Einer, der gerecht sein will und Ungerechtigkeit wie heftigen Körperschmerz fühlt. Der die Schwachen schirmt und ihrem Rechtsanspruch schon hienieden Gewährung verheißt. Ein Weltallbeherrscher, der seiner von Menschenhoch-

muth geschändeten Schöpfung den Umsturz besinnt und bis zum Tag des Gerichtes doch vernünftig mit sich reden läßt. Weht um Zions Zinnen nicht schon der Geist, der von Galilaea aus mit sanfter Werbung sich den wichtigsten Theil des Erdkreises gewann? Jesaias, sagt Renan, hat aus überlieferten Gedanken das Lehrgebäude des Messianismus und der Apokalypse erbaut. „Jesus und die Apostel konnten nur wiederholen, was er gesagt hatte. Wer die Keime des Christenthums sucht, findet die ersten in der heißen Seele dieses Propheten.“ Dessen Gott konnte nicht, wie, nach Platons Wort, der Himmelskönig der Tragödiendichter, durch Maschinenkraft herbeigeschleppt werden. Nicht aus Holzbildern und Erzgeräth sprechen. Nicht mit Ja und Nein Rede stehen. Das Urim-Thummim wirkte nicht mehr; nicht das Brustschild: die Persönlichkeit. Das Hirn des Propheten ward zum Drakenschein. An ihn wandte sich, wer des Rathes bedurfte und Wahrheit zu wissen begehrte. Und der Mann Gottes, nicht Zauberer nun wie noch Bileam, entschleierte dem Verlangen das neue Ideal.

Das alte, das ewig neu bleibt. Die Vernunft als höchstes Wesen auf dem Weltenthron. Das sanfte Reich zwistloser Brüderlichkeit nah. Ein Hirt und eine Heerde. Der Mensch dem Menschen nicht mehr wölfisch gesinnt. Wie oft ist der Ruf ergangen! Von Papias, Barnabas, Hermas bis zu den Anabaptisten, den Rosenkreuzern, dem Anhang der Weigel, Böhme, Comenius, Bengel, Irving, von Jerusalem bis in den Mormonenstaat am Salzsee: immer der selbe Chiliaftenwahn. Er lebte in dem Gottesdienst, den am achten Juni 1794 Robespierre leitete. Im blauen Rock, über der Rantfinghose die dreifarbige Schärpe, auf dem Kopf einen Federhut, in der Hand einen Strauß blühender Aehren: so stand der jakobinische ami de la vertu und bewachte die pünktliche Ausführung des von ihm erdachten Programms. „Um fünf Uhr früh umarmen einander die Brüder, die Freunde, die Ehegefährten, die Eltern und Kinder. Der Greis, dem Freude das Auge feuchtet, fühlt seiner Seele Verjüngung. Um zwei Uhr mittags kommt tumultuariſche Bewegung in die Massen. Ritter drücken die Säuglinge fester an die Brust und bieten ihre Knaben dem Schöpfer alles natürlichen Lebens freiwillig als Opferpende an. Die mannbare Jugend übergiebt ihre Waffen den Vätern, die, von der Begeisterung der Söhne angesteckt, mit Kuß und Segensspruch den Entwehrten danken.“ Nicht überall hat die Liturgik jeden Schritt so genau vorgeschrieben. Wohnt Tolstoi aber weit von der Kultstätte dieses höchsten Wesens? Und sind die Sozialisten und Pazifisten, deren Athem heute die Luft erschüttert, auf dem Felde des Hermas nicht heimischer als in unserem Erdreich grausamer Kämpfe um Macht und Besitz? All diese Männer meinten es gut; erschwerten ihrem

Land aber das politische Geschäft. In jeder Arbeit witterten sie Ausbeutung, in jedem Gewinn erprehten Schweiß. Alles sollte gleich sein: also keine nach Verdienst abgestufte Ordnung. Keiner bewaffnet: der Staat also wehrlos und unschuldig, für ein Bündniß Entgelt zu bieten. Streß bereit, die besten Gedanken zu präsentiren, Unmögliches zu heißen und laut zu schmälen, wenn nur nach Erreichbarem gestrebt ward und irgendein Kompromiß dem gelähmten Volksleib auf Krücken vorwärtshalf. In Allen, Theologen, Demagogen, Journalisten, wirkt der Geist der Judenheit fort. Allen war am Anfang das Wort, nicht die That; der Logos Endziel und Krönung aller Menschheitsgeschichte. Und da Die vom Stamm des Jesaias, die Hutten, Junius, Heine, Courier, Fichte, Carlyle, Lassalle, Girardin, Treitschke, selten sind, interessirte auch selten nur die Persönlichkeit eines Propheten und Reformators. Wer lauscht andächtig der Verkündung eines Dugendkopfes? Wer wähnt, aus lauen Laodiceäerherzen könne der Wille des Herrn in Feuerfarben ausprasseln? Tausend Nachrichtenmärkte haben wir, abertausend Reinigungsfabriken ringsum und in allen Gassen winkt, aus Schaufenstern und von Hausflarren, ein wohl assortirter Wahrheitsverschleiß. Doch aus all der Betriebsamkeit spricht kein winzigster Rest des Prophetengeistes. Der Staat will leben. Der Bürger auf seine Fragen während der Arbeit rasche und bündige Antwort haben. Die Drakelmaschine ist wieder in Gang. Das Urim Thummim regirt unsere schöne Welt.

Intra et extra.

Laßt uns die Probe machen. Werden wir gut regirt? Ja. Die am Zoll sitzen, stehlen nicht. Die Richter sind nicht käuflich. Die Wehrmannschaft ist, zu Land und zu Wasser, treu, geduldig und tapfer. Die Verwaltung geht am Schnürchen. Kein Putzsch, keine Meuterei: überall Ordnung. Lästige Privilegien sind längst beseitigt und dem Talent alle Laufbahnen geöffnet. Drücken der Mammonsherrschaft ist vorgebeugt. Staat und Gemeinden haben auf die großen, sicher und reichlich zinsenden Objekte die Hand gelegt; kein übermächtiger Trust kann dem Verkehr seinen Willen aufzwingen, dem Gesellschaftskörper die Klappen verstopfen. Keine Schranke aber sperrt irgendwo die Gewinnmöglichkeit. Jeder kann auf seine Fassion selig werden; wer aus der Kirchengemeinde scheidet, ist ihrer Lasten und Pflichten ledig und kann lächelnd auf das Gefirbel der ins Metaphysische Taumelnden blicken. Von der Wiege bis zur Bahre bewacht uns die Obrigkeit. Sie registriert, ob unser Kind ehelich gezeugt, übers Taufbecken gehalten und im richtigen Monat gesimpft ist; treibt es zur bestimmten Zeit in die Schule, prüft, ob das Ziel des

Unterrichtetes erreicht ward, und giebt dem ins Leben zu entlassenden ein Zeugniß mit. Später ist's ein gestempelter Meldezettel, eine Steuerquittung, ein Militärpapier, eine Versicherungspolice, ein Löschlättchen, das den Anspruch auf eine Straßenbahnfahrt, oder eine Pappkarte, die das Recht auf Invalidenpension erweist; endlich ein Totenschein. Der Ärmste selbst, die unbefleckte Jungfer, die das Land nicht bevölkert, dem Staat keinen Pfennig steuert, hat in irgendeinem Altenstoh eine Heimath. Die Armenpflege ist nach einem judenchristlichen Mitleidsplan organisiert und dem Bettler gestattet, in einem elektrisch beleuchteten Saal, zwischen blanken Kachelwänden, von einem diplomirten und desinfectirten Mann in weißem Kittel sich den Bauch, die Harnröhre oder den Schädel aufschneiden und später von sauberen Schwestern im Karbolklima pflegen zu lassen. Wann und wo war Alles so peinlich-reinlich geordnet? Und der Bürger, das Kleinbäuerlein, die proles der Massenquartiere sogar wirkt an der Geschäftsführung mit. Allgemeines Wahlrecht. Macaulay fand es mit dem Zweck jeder Staatsform, mit Privateigenthum und Civilisation unverträglich. Wir aber haben so gutes und so gerechtes Regiment, daß auch der Entschluß, so gefährliches Mitbestimmungsrecht zu gewähren, uns nicht ernstlich zu schaden vermochte. Allgemeines, gleiches, directes Wahlrecht: und eine nationale Mehrheit, die dem Staat nichts Unentbehrliches weigert. Die beamteten Hüter des Reiches sind fleißig, der res publica in getreuer Liebe vermählt, weitsichtig, gewissenhaft und frei von der Pfauensucht, vor den Gassern ihr Rad zu schlagen. Die Gewalt des Kaisers und Königs ist so eng begrenzt, daß der hinter dem goldenen Gitter Thronende nur segnen, niemals Unrechtes thun, die Ration nicht in den Weg seines Willens drängen, nur ihrer Wünsche erster Diener sein kann. Wir werden gut regirt . . . So sprechen Männer, die sich auf Inspiration aus der Höhe berufen dürfen.

Hohngelächter antwortet ihnen; und aus blassen Lippen folgt dann ein Gepfauch. Gut regirt? Ja: wenn Ihr den Maßstab aus China, Rußland und anderen Khanaten holt. Knechte sind wir; im Soldatenrock, in der Seemannsjacke, im Bürgerkleid Knechte. Von bewaffneter Macht oder vom Kapital an die Kette gelegt. Klassen, Gruppen, Klüngel herrschen. Ist der Beamte nicht feil, so trachtet er früh und spät doch nach pompöseren Titeln und höheren Orden. Beugt der Herr Landgerichtsrath oder Direktor in der Robe nicht für Geld das Recht, so bedenkt er vor dem Spruch doch den Vortheil seiner Klasse und unter der Bewußtseinschwelle lugt auch das Personalinteresse ins Urtheil. Die Herrlichkeit des Kriegsheeres ist mit ungezählten, unzählbaren Menschenopfern erkaufte; erst wenn der Intellekt und die Würde des freien Mannes ge-

würgt ist, entsteht der Kadavergehorfam, der solche Leistung ermöglicht. Erst wenn von Jedem mehr gefordert ist, als er ohne Ueberspannung der Kraft zu bieten vermag, schnurrt in der Riesenmaschine jedes Rädchen, wie es soll. Die vom Schreibstift des Manometers gezeichnete Linie zeigt aber, daß der Druck beinahe schon unerträglich geworden ist. Der Lieutenant schuftet, darbt und spielt den Charmanten. Der Hauptmann, Major, Oberst harret zitternd jeden Morgen, ob ihm noch nicht befohlen wird, den Abschied zu nehmen. Der Sergeant sitzt, mit allzu knapper Löhnung, in Schulden und fragt sich während der Drillstunden, was die Frau wohl zu dem Gerichtsvollzieher sagen wird. Oben und unten Alles nervös; und bissig lauert Einer dem Anderen auf. Der Adel wohnt noch immer in unzeitgemäßem Vorrecht und legt auf die besten Krippenplätze Beschlag. Zwar herrscht the almighty dollar. Die ihn besigen, fühlen sich aber ohne Briefadel, Wappen und Krönchen nicht glücklich. Auch dieser Luxus ist zu bezahlen. Alles hat seinen Preis: Titel, Orden, Standeserhöhung. Wer fünfzigtausend Mark aufbringt und keinen allzu dicken Fled in den Personalkarten hat, wird Kommerzienrath; wer mehr anlegen kann, kauft sich was Feines fürs Knopfloch, für Briefpapier, Visitenkarte und Bettzeug. Dann heißt: Das Verdienst ward belohnt. Kartelle und Ringe diktiren die Absatzbedingungen. Starke Interessenverbände fordern Schutz und Förderung, deren Kosten das Gewimmel der Kleinen zu tragen hat. Das Kapital hat das zur Produktion nöthige Werkzeug eingesperrt und legt es nur in unfreie Hände, die bereit sind, ihm zu fronen. Beim Beginn des Kampfes ums Dasein sind die Waffen nicht gleich und dem schlechter Gerüsteten winkt keine Beute. Was hilft die formale Rechtsgleichheit, wenn hier das Talent verkümmert, dort die Unzulänglichkeit auf goldener Leiter Sprosse um Sprosse erklimmt? Staat und Gemeinden prunken mit dem Schaustück ihres Talmisozialismus; beweisen aber täglich auf ihren Schienensträngen, in ihren Bergwerken und Fabriken, als Lieferanten von Licht und Kraft, daß sie sich aufs Geschäft nicht so gut verstehen wie der moderne Privatunternehmer, der ihnen eines Tages, auf allgemeines Verlangen, die wichtigsten Verkehrsmittel abpachten wird. Naturwissenschaft steht noch als Stiefkind im Winkel. Dem Heuchlergeplätz wird am hellen Tag eine Sittenlehre entbunden, der Niemand gehorcht und deren Kodex Niemand doch in Fegen zu reißen wagt. Den Armenheiland auf der Lippe, im Herzen Hochmuth und Profitgier: so wills Eure Mode. Wer nicht nach altem Brauch fromm ist, darf nicht hoffen, hienieden vorwärts zu kommen. Die schändlichste Ehe ist heilig, der innigste Bund freier Seelen ohne standesamtliche Bescheinigung als Konkubinat von Brangersstrafe bedroht.

Ueber Jeden wird in einem Bureau Buch geführt. Jeder ist von der Geburt bis zum Tod dem Staate leibeigen. Ordnung haben wir. Weil wir williger als irgendein anderes Volk uns unterordnen. Vor jedem Mann mit blanken Knöpfen oder Schreibstuhentitel stramm stehen. Im Straßenbahnschaffner noch den Repräsentanten der Obrigkeit bestaunen. Von den Volksdiensthöfen, die wir bezahlen, uns bütteln lassen. Die Schule! Vom sechsten bis zum sechzehnten Jahr bringt's Einer mit Ach und Krach so weit, daß er von Feldwebels Gnaden den Herrn Einjährigen spielen kann. Noch drei Jahre: und der Mulus wirft das fünf Examen hastig zusammengelesene Zeug schnell wieder aus dem Schädel und trabt leer einer neuen Prüfung entgegen. Die Armenpflege! Wenn ein Redlicher, der nirgends Arbeit fand, sich mit Frau und Kindern vergiftet, merkt man, wie billig solche Charitas ist. An die Wirksamkeit unserer politischen Rechte mag glauben, wer die *vespachoxoxoxoxia* der aristophanischen Vögel für eine von Menschen bewohnbare Stadt hält. Sind die Industriebezirke etwa wie das platte Land vertreten? Hat eine halbwegs kluge Regierung nicht stets die Macht, sich eine Mehrheit zu ködern? Und ist diese Regierung selbst, mag sie zum großen Theil auch von souverainen Bundesfürsten bestellt sein, mehr als des Kaisers ergebenste Dienerin? Dessen Wille allein bestimmt Richtung und Tempo. Verfassung hin, Verfassung her: wer Hofgunst und Bürden zu vergeben hat, mit einem Händedruck selig machen, mit einer Wendung des Hauptes verdammen kann, setzt sich unter Schwächlingen leicht durch. Er winkt: und der eben noch Mächtige schrumpft zum Schatten. ... Auch Die also sprechen, sind inspirirt; in der Schwingung ihrer Stimme ist der Rhythmus einer überhitzten Volksseele zu spüren.

Kein Gott sprach dieses Ja, dieses Nein. Aus Götzenmund haucht es ein weltlicher Pfaffe. Gimpelfänger habens einem Phantome eingeflüstert und stellen sich nun, als habe der Volktheit heißer Schoß das Schicksalswörtchen geboren. Kann es dem Hörer frommen? Zeigt es ihm auch nur einen schmalen Saumpfad in besseres Land? Israels Propheten waren Journalisten und Agitatoren, die der Herr Himmels und der Erden reden ließ. Ihren Einfluß haben sie den Markthelfern des Meinungshandels vererbt; nicht ihre Begeisterung noch ihr Vermögen. Die Kunst unserer Schaar ist ein eitles Nichts. Vom Mantisrang sind sie auf die Stufe ägyptischer Zauberer hinabgesunken, von denen Philo Judaeus gesagt hat: „Zu trügen glauben sie und werden selbst doch betrogen.“ Drum wagen sie sich selten ins Licht. Hüllen ihr Persönlichstes am Liebsten in dichte Schleier. Möchten dem Frager vom Auge ablesen, welche Antwort er wünscht. Würfeln oder ziehen das Los und brüllen oder wispern

dann ihr Ja oder Nein. Die Prophetenzeit ist dahin. Der Same des Jesaias düngt im Ost die Scholle. Die alte Drafelmaschine aber ward für den Tag modernisirt.

Von früh bis spät hören wir ihr Geklapper. Als würde aus einem Baarenautomaten ein Päckchen Schokolade, ein mit Mandelstangen gefülltes Schächtelchen, ein Gläschen duftenden Wassers durch den Spalt geschneelt. Ist das Centrum nicht eine demokratische Partei? Nein: eine theokratische. Will es, um den Dezemberstreich des treulosen Freundes zu rächen, das Reich zerstören? Zutrauen wäre es ihm. Auch, daß es in blindem Zorn den Polen organisirte Hilfe zu führt und den von Osten her hart bedrängten Deutschen so sich mindestens für ein Menschenalter entfremdet? Noch kalt würde dieses Nachegericht den stärksten Magen verderben. War Graf Pobjadowsky den Schwarzen verbündet? Nein: er ist nur so weit mit ihnen gegangen, wie zwei Kanzler wünschten und wie die größte Partei der drei Hauptparlamentes fordern durfte. Ja: er hat nicht geglaubt, daß ohne sie auf die Länge Nützlichs zu schaffen und gegen Sturmfraß zu sichern sei. Wollte er sterben und war fürs letzte Stündlein bereitet? Nein: Herr von Lucanus rief ihn (durchs Telephon) von weitausblickender Arbeit und konnte, als er nach einem Besuch von knapp viertelstündiger Dauer das Reichsamt verließ, schon das Abschiedsgeßuch mitnehmen (das im Voraus genehmigt war) und das Zeichen zur Ankündigung des Personalwechsels geben. Stärkt solche Eilfertigkeit die Autorität hoher Staatsbeamtenschaft? Ja: denn sie lehrt, daß auch bei uns, wie in der engeren Welt der Ilias, Einer allein herrscht, Einer nur König ist. Und nun spaltet kein Splitter mehr die Willenseinheit der höchsten Diener? Nein: für Einen stehen jetzt Alle. Sind sie auch liberal? Nicht reaktionär . . . Die Hand an den Griff: Jeder bekommt sein Päckchen.

Extra. Darf man sich darüber freuen, daß der Neffe des Onkels Einladung angenommen hat? Ja: nun geht's im Haag sicher wie geschmiert. Aber Eduard hat ringsum Hallen aufgestellt und noch jüngst die Mittelmeer-mächte zusammengebündelt, um seine ganze Klottenmacht, wann er will, in der Nordsee sammeln und erdrückender Ueberlegenheit gewiß sein zu können. Will er sich uns jetzt befreunden? Ja: das schlau erdachte Schächtelsystem läßt ihm keinen Athemraum. Oder glaubt er uns am Ende mürr und hofft, die Aussicht auf londoner Einzugsfreuden werde gern gewähren, was zu thun uns noch übrig bleibt? Nein: er will den Frieden und heißt Jeden willkommen, von dem Friedensstörung nicht zu fürchten ist. Bleibt aber Italiens Vormund und Frankreichs Sozius? Ja: und wird sich um eine entente franco-allemande redlich bemühen; vielleicht gar auf neutralem Boden nächstens die Hand des Herrn Gallieres in die Wilhelm's des Friedlichen legen. Dann wäre Zeit, Ho-

fianna zu rufen. Und warum soll just diese entente schwerer als eine andere zu erreichen sein? Bagatelle! Die Frage nach Elsass-Lothringen wird ausgeschaltet, vorbehalten, zurückgestellt (wie Ihr nennen wollt) und einstweilen über Buzingeres verhandelt. Nordafrika und Ostasien sind auch schöne Gegenden. Marokko, soll der Kaiser in Kiel gesagt haben, langweilt mich nachgerade. Ob's wahr ist? Er hat mit Legitimisten, rassisten Herzogen und Republikanern verkehrt. Mit dem Chokoladefabrikanten Menier beim Yachting oft geplaudert und mit Herrn Etienne zwei Stunden lang unter vier Augen Staatsgeschäfte besprochen. Mit Herrn Etienne, der einst Kriegsminister war und jetzt Friedensminister werden zu wollen scheint. Er hat am Quai D'Orsay schnell Herrn Bichon informiert. Der hat eben so schnell den Botschafter Jules Cambon aus Berlin ad audiendum verbum gerufen und dem Delegirten Bourgeois einen Sendboten in den Haag geschickt. Alles muß sich nun, Alles wenden. Da seht Ihr, wie dumm es war, mit dem Bunde der Westmächte uns bang machen zu wollen. Lauter gute Freunde und getreue Nachbarn. Ist die Kieler Woche nicht eine nationale Sache? Die Verständigung kommt. Wer jetzt nicht jauchzt, haßt Frankreich und liebt sein Vaterland schlecht.

Sind die vorgeschobenen Wacktposten eingeschlafen? Auch in dem stolzeften Germanen spricht heute kein Blutstropfen gegen Frankreich. Unverlierbares danken wir seinem Genius; auch auf Irrwegen war die Geschichte dieses Experimentirlandes uns lehrreich. Und gern besiegelte Allddeutschland mit ihm den Bund. Doch kann's nicht sein. Noch nicht. Wenn ein neues, von den Enkelstöchtern der 1870 Besiegten geborenes Geschlecht erwachsen ist, vielleicht. Heute würde die Frage nach unserem Reichsland eben vorbehalten, zurückgestellt; schiene durch jede Höflichkeit die endgiltiger Antwort günstige Stunde nähergerückt. Solche Illusion wäre gefährlich. Wegen ein Kolonialabkommen ist Beträchtliches nicht einzuwenden. Das ist von Berlin aus schon vor neun Jahren erstrebt worden. Herr Gabriel Hanotaux war Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und wollte den deutschen Vorschlag annehmen: gemeinsames Handeln, wo die Identität der Interessen solches erlaubt. Nach den ersten Anfählungen wurde, im Juni 1898, das Ministerium in der Kammer gestürzt, Hanotaux kehrte zu seiner Richelieu-Biographie zurück und sein Nachfolger, Herr Theophile Delcassé, trat die Erbschaft mit der neuen Lösung an: Bündniß mit England! Seitdem war nichts zu machen. Der kleine Mann blieb höflich, aber kühl und machte in den sechs Jahren seiner fast unumjhränkten Herrschaft über Frankreichs internationale Politik kein Hehl daraus, daß er intimeren Verkehr mit Deutschland nicht wünsche. Il a bien mérité

de sa patrie. Als Mitbegründer der nordafrikanischen Großmacht wird er fort-
leben. Wer aber thut, als sei bis zum Beginn des Marokkostreites an unserer
Westgrenze Alles in schönster Ordnung gewesen, färbt die Historie willkürlich.
Seit dem Sommer 1890 ist oft, besonders vom Deutschen Kaiser, versucht
worden, mit freundlicher Rede und Schmalmeißlingen die Franzosen zu gewin-
nen. Sie sind nach jedem Versuch (die pariser Reise der Kaiserin Friedrich
hatßallzu deutlich gelehrt) schwieriger geworden; haben immer fester geglaubt,
Deutschland sei des im Frankfurter Frieden geschaffenen Zustandes nun end-
lich müde und friere in seinem Stahlhemd. Daß Herr Bichon, der Fährnrich
des anglophilen George Clemenceau, nach einer Verständigung mit Deutsch-
land brennende Sehnsucht habe, ist kaum zu vermuthen. Worüber denn? Die
Welt ist weggegeben. Marokko selbst, nach dem franko-spanischen agrément,
ein sicherer Bissen. Immerhin wärs nützlich, wenn Deutschland sich entschloße,
den Blick von dem Scherifenreich zu wenden und Abd ul Aziz wissen zu lassen,
daß aus Germanien nichts mehr zu hoffen ist. Sind wir so weit? Dann wäre
seit 1905 eine theure Tragikomödie aufgeführt worden. Dann würde in der
islamischen Welt unser Nimbus völlig verbleichen. Blicke noch die Fragenach
dem Preis des désintéressement. Die Bagdadbahn ist ein Geschäftsunter-
nehmen, um das sich die Verbündeten Regirungen so wenig wie möglich zu küm-
mern und bei dem sie, von Reichs wegen, keine Konzession zu machen haben. Eng-
lands Anspruch auf die Kongostaatsmasse wird Frankreich nichternstlich bestrei-
ten (auch an der Seite des stärksten Bundesgenossen nicht); und vielleicht ist der
Suniföder nur ausgeworfen, um dem Britenkönig, so lange er noch rüstig ist,
für diese letzte Arrondirung seines Machtgebietes Ruhe zu schaffen. Warten
wir ab. Das scheint ungemein schwer geworden. Tout vient à qui sait at-
tendre: von 1862 bis 1890 hat man in Deutschland gewußt. Kein Groß-
industrieller und Kaufmann thut den ersten Schritt, wenn seine Verhältnisse
ihm erlauben, auf dem Stuhl sitzen zu bleiben. Daß er die Dinge an sich kom-
men lassen kann, ist sein stärkstes Atout. Wenn die von vornehmen Männern in
pariser Zeitungen veröffentlichten Briefe nicht gröblich lügen, ist der Kaiser
den Franzosen in Kiel weit entgegengekommen; hat er ihnen mehr als ein-
mal gesagt, wie ihn die Freundschaft Frankreichs beglücken würde. Das wäre
ein Kunstfehler gewesen. Frankreich ist hitziger umworben als je seit bona-
partischer Zeit; und Deutschland hat nur spärliche, nur kalte Freunde: muß
sich jetzt erst recht also ruhig halten. Die Französische Republik will die ver-
lorenen Provinzen und das verlorene Prestige zurück haben. Kann sie ohne
Risiko erreichen: um so besser. Alles Andere nimmt sie nur als Abschlagszah-

lung und wird ungeduldig, wenn das Saldo nicht bald gang getilgt wird. Verhandelt, hört die Vorschläge an und stellt Eure Bedingungen. Aber laßt erstens den Kaiser, dessen rasches Wort die deutsche Politik unverrückbar festlegt, aus dem Spiel und bedenkt zweitens, mit wem Ihr zu thun habt. Mit dem nervösesten, verletzlichsten, an Ruhm unerättlichten Volk, dessen Schicksal heute ein kühler Citygeschäftsmann und ein echt gallischer Kampfhahn besinnt. Das Versöhnungsfest könnte mehr kosten, als es je einzubringen vermag. In einer Knabenschulklasse hat vom Primus bis zum Ultimus Alles sich gegen den Jüngsten verbündet, der durch Emsigkeit und flinken Verstand vorwärts gekommen, als Musterknabe von etwas lautem Wesen aber unbeliebt geworden ist. Weh ihm, wenn er wagt, was jedem Anderen erlaubt ist: beim Extemporale ins Nachbarheft schießt oder gar unterm Tisch den Schmöker befragt! Er muß sich vor Schwachheit hüten, die vom raschen Erfolgser ihm anhaftenden Fehler ablegen: dann setzt er, als ein stiller Kamerad, sich allmählich wohl durch. Wirkt er eifern um Freundschaft und drückt mit zärtlicher Bethuerung die gestern wider ihn erhobene Hand, dann verliert er nach der Liebe noch die Achtung der Kumpanei. Michel kanns erfahren. Versöhnung mit England? Vortrefflich. Das Deutsche Reich nimmt die ihm zugedachte Rolle an, verzichtet auf Expansion und erklärt sich mit den westöflichen Haupt- und Staatsaktionen der Britentriumphjahre einverstanden. Versöhnung mit Frankreich? Noch besser. Die Geißel ist befreit. Nur ein Barbar von Skjthenroheit könnte sich, selbst in ärgster Bedrängniß, an dem Land schadlos halten, dem er sich feierlich soeben zu neuer Freundschaft verlobt hat. Bis auf dies Eine hat Eduard Alles erreicht. Krönt unsere Resignation sein Werk, weil wir des Wartens entwöhnt sind und uns nach Geselligkeit sehnen?.. Urim-Thummim. Bald wird uns Antwort. Wie 1904 in Berlin, 1905 in Paris, 1906 in Algésiras (und für den Haag wäre es leider ja auch noch früh genug). Was die Antwort werth war, zeigt sich oft erst nach Jahren.

Peters.

Herr Dr. Karl Peters, jetzt schon ein Fünzigjähriger, hat einen Redakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Münchener Post“ verklagt, der ihn einen Lustmörder und eine perverse Bestie gescholten und mit einer Fülle anderer Rosenamen beehrt hatte. Der von dem bon jure der Ikarstadt, dem Oberlandesgerichtsrath Mayer, mit löblichster Unparteilichkeit geleitete Prozeß hat eine Woche lang Deutschland in Athem gehalten und den Fall Peters wieder zur Debatte gestellt. Seltsam. Seit zwölf Jahren ist unser berühmtester Afrikaner nicht mehr im Dienst, hat er weder Ruhm noch Sünde gehäuft; nur

Artikel (oft sehr kluge) und Bücher (manchmal allzu flüchtig) geschrieben und seine Privatgeschäfte erledigt. In München wurde keine neue Thatsache vorgebracht. Der Prozeßstoff hatte schon zwei Disziplinargerichtshöfe beschäftigt und war im Reichstag vorher mit gehöriger Umständlichkeit ausgebreitet worden. Was mir darüber zu sagen nöthig schien, habe ich im November 1896 gesagt; und kanns, ohne mehr zu ändern als ein paar Zufallswörtchen, heute abdrucken.

Vor ein paar Jahren wurde in Berlin häufig ein Theaterstück aufgeführt, das den Titel trug: „Stanley in Afrika.“ Es war in seiner besonderen Gattung kein übles Stück und hätte Seiner Durchlaucht dem guten Onkel Polonius sicherlich sehr gefallen. Hübsche Urwälder mit weichen Rasensänken, bunte Vögel mit nett ausgezogenen Mädchen, fleischfarbige, braune und schwarze Tricots, zum Abschluß, wenn alte Bekannte unversehrt einander am Aequator begegneten oder der Kongo entbedt wurde, elektrisch beleuchtete Gruppenbilder: es war wirklich sehr schön. Und inmitten der geschnittenen, mit Achselhärchen lodenden Herrlichkeit bewegte sich Stanley selbst, ein Kindergemüth und ein Held, uneigennützig, tapfer und treu, ein Vögelchen hitzig zwar und von jäh aufzudehendem Zorn, aber jeder Hohl doch ein ebler angelsächsischer Kede unterm Tropenhelm und in hellgelben Federgamaschen. Ihn liebte, wenn die Erinnerung nicht trügt, eine dunkle Jungfrau, die unsäglich tugendhaft war und deshalb von der Frau Direktorin selbst gespielt werden mußte. Auch sonst gab es noch allerlei wackere Leute, ernste und lustige, weiße und schwarze, und Bösewichte kamen wohl überhaupt nur vor, weil in einem rechten Melodrama der Verdächtige doch niemals fehlen darf. Dieses Stück, das nicht so amüsant, aber auch nicht so keck und so unsittlich war wie das in Paris aufgeführte Dahomenkriegsspiel, hat auf die berlinische — und da die Bildung aus den hauptstädtischen Quellen der Intelligenz geschöpft wird, auch auf die deutsche — Volksseele ungemein fördernd und belehrend gewirkt; es hat für die Erkenntniß des dunklen Erdtheiles gethan, was vorher die Operetten-geschichte der armen Hatiniga für die Beurtheilung Rußlands geleistet hatte. Nur der russische Unteroffizier, der, monnig schmazend, Talglichte und Stiefelwichse verzehrt, spielt in der politischen Weltanschauung deutscher Leitartikelleser eine eben so wichtige Rolle wie der schwarze Rekrut, der breitmäulig salutirt, wenn die Hymne an die deutsche Nation und den Herrscher im Siegerfranze erklingt; und von den langbärtigen und langweiligen Lustspielsatiristareisenden hat, höchstens mit Ausnahme des Grafen Traß, keiner an Volks-thümlichkeit den braven Stanley erreicht. Aber der Kaffeegraf erzählte nur, nicht gerade sehr anjaulend, von freiem Tropenleben; und Stanley führte gleich mitten hinein ins dunkelste Afrika. Jetzt endlich also wußte der gute Deutsche, der lange nur ein fabelhaftes Kamerun und ein noch fabelhafteres Angra Pequena (aus Possencomplets) gekannt hatte, wie es eigentlich in Afrika aussieht, und er mußte sich, froh überrascht, bekennen, daß die Sache in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie Bamberger und Richter sie stets dargestellt hatten. Unter Palmen und Bananen lebte sich ganz behaglich, die Hitze war allerdings recht unangenehm, aber am Ende nicht ärger als in der Charlottenburger Flora, wo Platanellanzüge und Bakshandalen doch auffallen; Thierechen giebt es bei uns zur Sommerzeit auch; und die Schwarzen: Du lieber Gott, sehr civilisirt sind die armen Kerle ja noch nicht, aber granddehlich, gutmüthig und, wenn man liebevoll nur auf ihre Eigenart einging, in rührender Dankbarkeit dem weißen Wohlthäter zugesthan. Solche Bezauberung hat der braungebrannte Theaterstanley die Bürger des jüngsten Kolonialreiches gelehrt.

Ihm folgte der General von Caprivi. Der sah Afrika mehr mit den Augen des Frontoffiziers an: schlechtes Landbergelände, viel Sonne — gräßlich, da Stundenlang mit eingestemmem Arm im Sattel zu sitzen — und wenig Aussicht auf gute Quartiere mit erträglichem Mittagstisch. Auch ängstigten ihn die Afrikanische Höhen im Auswärtigen Amt: seiner Neigung, Alles telegraphisch zu erledigen, weil es dabei auf den Diplomatenstil nicht so sehr ankommt und die feinen Nuancen eher fehlen können, waren hier Schranken gesetzt; und da er sich mit Geographiestudien wohl niemals abgegeben hatte, sprach er frisch, frei und froh das große Wort aus: „Schlimmeres könnte uns gar nicht begegnen, als wenn uns Einer ganz Afrika schenkte.“ Damit war Voltaires unkluges Wort von den quelques arpents de neige du Canada, das die Franzosen heute noch an einen kurzschichtigen König erinnert, weit überboten; und wenn die Gefahr auch nicht allzu groß war, Jemandem könne uns Egypten, das Kapland nebst dem Randgebiet, Marokko, Algerien und den Kongostaat schenken, so mußte man sich nach diesem Wort doch beeilen, so viel Afrika wie möglich um jeden Preis loszuerwerben und die Männer geschwind zu entfernen, die bei diesem vorteilhaften Geschäft etwa lästig werden konnten. Wissmann, den die Eingeborenen allei ten aschara, so schlau wie Zwölf, genannt hatten und der ringum als der große weiße Mann gefürchtet gewesen war, mußte weichen, die Wachposten in Bagamoyo durften ihm nicht mehr Honneur machen und in Dar-es-Salaam zog mit fünfzehn Zählmeistern, einem Intendanten und vielen Bureaulampen der freundliche Freiherr von Soden ein, der vorher, als ein guter Hausvater, in dem hübschen Garten des Gouvernementsgebäudes von Kamerun ohne Rod und Weste die Erde bearbeitet hatte. Es kam der böse Sanfbarvertrag und die beinahe noch böhere Vereinbarung über Damaraland; die Expeditionen ins Hinterland von Kamerun wurden eingestellt und der sonderbar schwärmende Kanzler sagte sechs Tage nach dem Tode des tapferen Freiherrn von Grabenteuth zufrieden beim Reichstags-Schauri: „Wir haben an Dem, was wir bekommen haben, reichlich genug.“ Man muß zu seiner Ehre annehmen, daß er von dem Wesen und dem Zweck einer Kolonialpolitik keine Ahnung hatte, daß sie seinem nüchternen, schwunglosen, in militärbureaukratischen Vorstellungen aufgezogenen Geist wie müßige Spielerei erschien und er sich deshalb Alles, was nach Kolonialschwärmerei schmeckte, weit vom Halse hielt. Daß Unheil, das er als Kolonialpolitiker dem Deutschen Reich ringsum gestiftet hat, wird in Menschenaltern kaum wieder gut zu machen sein; und auch dann nur, wenn vorher mit der Coullissenansicht afrikanischer Verhältnisse gründlich aufgeräumt wird.

Danach sieht es nun einstweilen nicht aus. Das Afrika-Palaver, das die vergangene Woche deutschen Bürgern gebracht hat, weckt längst entschlummerte Spukerinnerungen an ferne Dämmerstunden, wozu Märchentante in der Kinderstube Schreckgeschichten vom schlimmen Knaben Strummelpeter erzählte. Peter hieß diesmal Peters und die dankbare Lantenvolle hatte Herr Nebel übernommen. Er trug einen fürchterlichen Schauerroman, ungefähr im Stil von Onkel Toms Hütte, vor, der nächstens sicher in Zehnspennigheften mit packenden Kapitelüberschriften erscheinen wird: wie Herr Dr. Karl Peters eine schwarze Schwäne, die er in brasilianischer Bier zur Vagergenossin erlorn hatte, in den Armen seines nicht minder schwarzen Dieners traf und das sündige Paar, nur weil es der Dastierliebe gefröhnt hatte, am eigens für ähnliche Fälle errichteten Galgen aufknäpfen ließ. Bewiesen ist von Alledem nichts und der angebliche Thatbestand wird von Peters mit nachdrücklicher Entschiedenheit bestritten. Aber im Deutschen Reich sitzen sehr tugendhafte Männer, die „Stanley in Afrika“ gelesen und Caprivi Africanus erlebt haben und nicht dulden wollen, daß es in unseren Kolonien weniger sittsam zugehen darf, als im lieben Vaterlande. Einen

Mann, der so schamlos ist, sich eine Geliebte zu halten, brandmarken sie mit tiefster Verachtung und gelenden Flächen und den schwarzen Brüdern zeigen sie ihr warmes, ihr weiches und echt christliches Herz. Zunächst ist man versucht, über die Skandaljenern zu lachen, die sich da abgepießt haben; aber die Sache ist doch recht verhängnisvoll ernst, so ernst, daß Einem bald die Spottlust vergeht. Die Reichstagsabgeordneten können sich rühmen, daß sie das Ansehen des Deutschen Reiches auf der ganzen bewohnten Erde mehr, als irgend ein böshafter Feind es vermöchte, geschädigt und der jungen deutschen Kolonialpolitik für Jahre hinaus unübersehbare Schwierigkeiten aufgethürmt haben.

Herr Bebel darf, wenn ihm Das vorgehalten wird, mit Recht antworten: Was liegt mir daran? Er ist der Einzige, den in der empörenden Schaar ein berechtigter Vorwurf nicht treffen kann. Er hält die jetzt geltende Rechtsordnung in felsenfestem Fanatismusglauben für unvollkommen und ungerecht, er ist von der Möglichkeit überzeugt, die Gesellschaft auf bessere, für die Masse der Besitzlosen vortheilhaftere Grundlagen bauen zu können, und er braucht kein Mittel zu scheuen, das diesen wünschenswerthen Zustand herbeizuführen vermag. Deshalb quält er, wenn über den Militäretat verhandelt wird, den Kriegsminister mit Beschwerden aus allen Winkeln, deshalb bringt er beim Kolonialetat die merkwürdigsten Räubergeschichten vor: allmählich, denkt er, wirkt es wohl doch und verstärkt den Eindruck, daß diese Gesellschaft, die da einen organischen Fehler und dort einen Schmutzflleck hat, auf die Länge nicht aufrecht zu erhalten ist. Er glaubt gewiß immer, was er sagt — darin beruht seine Kraft —, und wenn man ihm beweist, daß er manchmal grob geirrt hat, wird er erwidern: Das ist nun einmal nicht anders; ich habe ein großes Ziel und kann mich um kleine Empfindlichkeiten verzärtelter Gemüther nicht kümmern. Ganz genau so geht es aber auch anderen Leuten mit anderen Zielen; ganz genau so verhält es sich insbesondere mit der Kolonialpolitik. Die Communarden, die Herr Bebel wie Heilige feiert, haben wehrlose Weiber und Kinder nicht geschont und beim Großen Kladderadatsch werden schließlich doch auch mindestens ein paar Kapitalisten ins Gras beißen müssen. Ist nun allein das Ziel des Herrn Bebel so herrlich, daß es solche Opfer rechtfertigen kann? Sind die Versuche, dem deutschen Volk Raum und seiner Produktion Absatz zu schaffen, so unbedenklich, daß man sie in den Abgrund donnern muß, weil sie ohne Brutalitäten und Blutvergießen nicht durchzuführen sind und weil das Rezept noch nicht erfunden ist, Eierfuchen zu backen, ohne vorher Eier zu zer schlagen? Herr August Bebel muß schon den felsenfesten Glauben an sein Ideal haben, da er sich nicht entblödet, das eigene Volk beständig der Verachtung des Auslandes zu überliefern; aber er sollte, statt Küstenkutschgeschichten von geschändeten Frauenzimmern und mißhandelten Dienern zu erzählen, sich auf den Kampf gegen ein ihm verhaßtes System beschränken und, als logisch gescheiter Marxist, begreifen, daß auch andere Leute ihren Glauben an Ideale haben und daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß, die zum Zweck unentbehrlich sind.

Aber Herr Bebel wird für gute Rathschläge jetzt ganz und gar nicht gestimmt sein, denn er hat einen außerordentlichen Erfolg eingeheimst, der ihn sogar über die schwere Niederlage vom letzten Parteitag leicht hinweghelfen kann. E'iner Berebbarkeit ist es gelungen, das sogenannte Hohe Haus in einen Taumel hineinzureißen, daß man sich in dem Komment versetzt wähnen konnte: wilbe Brandruße durchschristen die Luft, der Reichstag konstituirte sich zum Gerichtshof, sprach einem abwesenden Reichsbeamten Ehre, Menschenwürde und Sittlichkeit ab und schlotternde Regierungvertreter stammelten rathlos Entschuldigungen. Ein annähernd ähnliches Schauspiel ist in Deutschland bisher nicht gesehen, nicht für möglich gehalten worden; daß es jetzt möglich wurde, haben schlaue Me-



gisseure, längst schon als treffliche Minister bekannte Männer, bewirkt, die vorsichtig im Hintergrund blieben, mit denen Herr Nebel aber, wenn sie einst aus dem Dunkel hervorgezerrt werden, den Ruhm des Dreitagewerkes zu theilen haben wird. Im hellen Rampenlicht erschienen nur die Herren Kayser und Schönstedt, der Kolonialdirektor und der preussische Justizminister; diese Herren sind keine Politiker, halten sich wohl auch selbst nicht dafür und haben deshalb auf milde Beurtheilung Anspruch. Herr Kayser hielt sich für berechtigt, den Reichskommissar Peters vollkommen preiszugeben, und Herr Schönstedt sprach über die gegen den jungen Herrn Weßlan erhobenen Beschuldigungen Anstichten aus, die gewöhnlich, um dem Gerichtshof freie Bahn zu lassen, während eines schwebenden Verfahrens von Justizministern schon in des Rufens Tiefe bewahrt werden. Das hohe Haus war von Alledem höchst befriedigt, es freute sich an den Schmähungen der potsdamer Disziplinarrichter und süßte sich stolz im Besitz der höchsten Richtergewalt, die keine Präsidialmaßnahme und kein Minister von der fest zapodenden Energie des Herrn Bronsart vom Schellendorff ihm bestritt. Noch sehr viel größer aber wird die Freude in England und überall sein, wo man dem Deutschen Reich nicht gerade das Allerbeste wünscht; denn der Eindruck ist künftig nicht mehr zu verwischen, daß alle Parteien des Reichstages einen der berühmtesten Vertreter der deutschen Kolonialpolitik wie einen ehelosen Widt verurtheilt haben, und die Patrioten im Wallotbräu, die ihre Jubiläen so sonderbar feiern, können schon jetzt tausendfach lesen, daß Deutschlands Beamte in fernem Ländern nach dem Urtheil der eigenen Volksgenossen Veffien und Schurken sind.

Ob Herr Peters schuldig oder unschuldig ist, wird die eingeleitete Untersuchung lehren. Er soll gefährliche Fehler haben und hat sich viele Feinde gemacht; das Schicksal aber, das ihm jetzt bereitet worden ist, zwölf Jahre nach dem kühnen Zug, der uns das deutsche Schutzgebiet in Ostafrika erwarb, hat er ganz sicher nicht verdient. Seiner Fähigkeit, seiner von keinem Hinderniß je gehemmten Thatkraft dankt Deutschland den größten Kolonialbesitz; er war der glänzendste, allerdings nicht immer der nützlichste Vertreter der kriegerischen Kolonialromantik, er hat während der letzten Jahre manches verständige Wort über die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien gesagt und geschrieben, und wenn er sich Wissmann auch wohl nicht vergleichen darf, so durften wir uns doch freuen, daß wir in blutigen Kämpfen zwei solche Kerle hatten. Einem Mann, der für sein Vaterland erfolgreich die beste Jugendkraft eingejeht und hundertfach das Leben gewagt hat, sollte man unter allen Umständen die Schmähung erparren: wenn er gejeht hat, muß er die Strafe leiden, aber man füge zur Strafe nicht noch den Schimpf und bedenke rechtzeitig, daß ein Mann, der Bestien zähmt und unter der Lücke des Tropenklimas täglich um sein Leben ringt, andere Nerven, andere Sinne und andere Leidenschaften haben muß als ein korrekter, neuraasthenischer Altenscheiber. Ingeheim wird Das auch gern zugegeben; öffentlich aber muß man sein sittsam thun und, um von den Sozialdemokraten sich nicht übertreffen zu lassen, die Lasterhaftigkeit der Kolonialpaschas zeternd verdammen. Die deutschen Beamten, so wird verkündet, sollen ein leuchtendes Beispiel geben und vor allen Dingen einen christlichen Wandel führen; die deutsche Regierung soll im dunklen Erdtheil das Christenthum verbreiten, den Islam bekämpfen und die schwarzen Brüder stets gerecht und liebevoll behandeln. Aber die Lehre Christi ist einer wellenden Kultur offenbart worden, sie war das geistige Serum, das der Judenheit die mammonistische Krankheit austreiben sollte, und sie taugt nicht für wildes, kindisch böshaftes Gaumergesindel; wenn da der Islam, der den klimatischen und individuellen Lebensbedingungen vielleicht besser angepaßt ist, als Vorfrucht dienen kann, wird der göttliche Stifter der

Christengemeinschaft daran sicher kein Kerkerniß nehmen. Und wenn verlangt wird, daß die Kolonisatoren die schwarzen Brüder nach deutschen Rechtsgrundfätzen behandeln, dann ist wohl die Frage erlaubt, welches Recht und welches Gesetzbuch denn die Europäer ermächtigt, in fremde Welttheile einzubrechen, fremdes Land mit Waffengewalt in Besitz zu nehmen und die Eingeborenen zum Sklavendienste zu erniedern. Kolonialpolitiker, die sich fortwährend auf Recht und Gesetz berufen, sind höchst wunderbare Erscheinungen; nach Recht und Gesetz haben wir in Afrika gar nichts zu suchen. Die Kolonisation, deren Wesen Roscher darin erkannte, daß ein altes Volk ein junges Land in Besitz nimmt, führt den Urstand der Natur wieder herbei, wo das Schwert die Entscheidung schafft, wo der Streit herrscht und die Stärke siegt. Solche Urstände bieten dem christlichen Altruismus einen schlechten Boden, auf dem allenfalls nur ein wucherndes Heuschelgerank fortkommen kann. Wenn die frische Farbe unserer Kolonialentscheidungen von Gewissensbedenken angefränkelt, wenn künftig drüben nach dem Reichsstrafrecht und dem Bürgerlichen Gesetzbuch regiert werden soll, dann ist jeder Pfennig verloren, den wir noch an unseren afrikanischen Besitz vergeuben, und wir thäten bei solcher Anschauung klug, eilig die Liquidation zu beenden, die der General von Caprivi so herrlich begann.

Wang so wie in dem früher beliebten Theaterstück sieht Afrika nämlich doch nicht aus und kein Kolonistenvolk ist, seit Heinrich der Seefahrer von Portugal die weißen Karawelen nach Senegambien sandte, den kindlichen Wahnvorstellungen verfallen, die in dem Schauermärchen vom schlimmen Struwwelpeters jetzt ihren Ausdruck fanden. Die schwarzen Brüder sind blutgierige und raubsüchtige Galanten, die einstweilen nur durch die Furcht zu bändigen sind, und die schwarzen Schwestern, deren Schamhaftigkeit jetzt so schmähschlich verletzt sein soll, werden von ehrenwerthen Vätern und Vätern an allen Zelten für blankes Geld ausbezogen. Sitte und Sittlichkeit wandeln sich mit der Kultur; und ehe man über eine vermeintliche Schandthat vom Klima-Rdjaro den Stab bricht, sollte man lesen, was Johnstone über die Hochzeitnachtsbräuche berichtet, die in der selben schönen Gegend üblich waren und sind. Junge Männer, die in Fieberlößern hausen, wo jede nächste Stunde sie mit dem Tode bedroht und die drückende Schwüle die darbenenden Sinne erhitze, führen wahrhaftig kein Paschaleben; wenn sie gegen das Gebot strenger Sittsamkeit sündigen und so dem Fürsten Radziwiłł und Herrn Lieber ein Kerkerniß geben — dem polnischen Adel und der katholischen Kirche war die Keuschheit und die Achtung des Menschenlebens bekanntlich immer das höchste Gebot —, dann soll man sie nachsichtlich beurtheilen; denn wir selbst haben sie in die Versuchung geschickt. Mit albernem Heuschelien und Tugendbphrasen läßt sich heute, wo die wichtigsten Weltvertheilungen bevorstehen, keine Kolonialpolitik treiben; die Engländer und die Franzosen, von deren Kulturthaten an fernen Küsten nie ein Laut über's Wasser bringt, lachen uns aus, wenn wir unsere Kolonisatoren an erhabenen mönchischen Mustern messen, wenn wir ihnen, nach sorgfältiger Auswahl und Vorbereitung, nicht volles, blindes Vertrauen schenken. Im Kriege gegen wilde Barbarenhorden gilt nicht die milde Lehre von Nazareth, nicht das Reputationsrecht des Herrn Kayser; und nicht mit europäischen Maßstäben und Vorurtheilen können wir an die bunte, mit Blut und Roth gedüngte Tropenwelt herantreten. Wir können uns ja mit der Sittsamkeit im Vaterlande begnügen; freilich dürfen wir auch da nicht allzu vorwiegend hinter die Coullissen schmüffeln, sonst könnten wir am Ende erfahren, daß die herrliche Bühne, die der geschminkte Held Stanley siegreich besetzt, von einem Depotdieb gepachtet war, der den Herrn Direktor schalten und spielen ließ und im Ankleidezimmer inzwischen die rundlich weiße Frau Direktorin liebend umfing.

Alles dagewesen; sogar die Beschimpfung der Disziplinarrichter (nicht so groß freilich wie jetzt aus dem Munde des Generals von Liebert, der als Reichsverbandleiter doch für Autorität und Staatshoheit steht). Auch der Pharisäerzorn, der Verdacht heimlicher Amtszettelung und der Zweifel, ob unter anderem Himmel andere Moralpraxis statthaft sei. Eine Hauptperson nur trat in helleres Licht: Paul Kayser, der erste Direktor der Kolonialabtheilung; der beste, sagt Mancher. Sicher ein starker Kopf und von zähem Jüdiser Fleisch. Doch vom Stamm der Sohannim, nicht der Propheten. Wortgläubiger Altmensch. Geschaffen, fremder Leute Kinder zu lehren, fremde Gedanken für den Verkehr einzukleiden. (Einer der großen Momente seines Erlebens war, als er den Text der Depesche schrieb, die der Kaiser, nach dem Jameson Raid, an Paul Krüger schickte; der theuersten Depesche, die je in deutschem Land ausgegeben ward.) Ueber Büchern und Papier sah er, der als Bill's Instruitor ins Kanzlerhaus gekommen war, und suchte mit halb nur verstaubter Seele den Mann der That. Band ihn auch: Otto Bismarck zuerst und später den nervösen Jäson aus Neuhaus in Hannover. Beide hat er geliebt und Beide gehaßt. An Bismarck wagte er sich nicht; von Herbert wich er im *Germinal* der Ungnade scheu seitab. Peters wäre dem Reich nicht verloren gewesen, wenn Kayser's Angst ihn nicht dem ersten Geheul preisgegeben hätte. Als ein ängstliches, unfroh hin und her schwankendes Gemüth zeigen ihn auch die Briefe, die seine tapferere Witwe (eine Dame, von der nach dieser Leistung auch der Feind des Gatten mit Ehrfurcht reden sollte) dem Schöffengericht vorgelegt hat. In einem beklagt er sich über einen in der „Zukunft“ veröffentlichten Artikel, der zeige, wie ungern man ihn in Leipzig als Senatspräsidenten empfangen, und als dessen Verfasser er (richtig) Otto Mittelstaedt zu erkennen glaubte. Der Artikel begann mit dem Satz: „Die für gewöhnliche Sterbliche etwas verblüffende Art, in der jüngst ein aufgebrauchter berliner Kolonialdirektor brauchbar befunden wurde, einem der Senate des leipziger Reichsgerichtes zu präsidiren, hat die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal für einen Augenblick den über unserm höchsten Gerichtshofe waltenden Geschieden zugewendet.“ Mittelstaedt ging auch sonst nicht glimpflich mit dem Römmling um. „Unsere Kolonien sind ja zur Zeit vor ihm sicher: und damit wird die retrospektive Kritik unnütz. Was uns allein angeht, ist der Jurist. Daß er einmal die Rechte studirt, vor langen Jahren als Richter der untersten Instanz fungirt, daß er ein paar jener juristischen Handausgaben verfaßt hat, wie sie auf Bestellung betriebsamer Verleger als Marktwaare fabrikmäßig angefertigt werden: dies Alles sind doch keine genügenden Rechtstitel für das Präsidentenamt im höchsten Gerichtshof des Landes. Herr Paul Kayser war im Kolonialdienst unhaltbar geworden und empfand

mit seinen einundfünfzig Lebensjahren das Bedürfnis, in irgendeiner gut dotirten anderen Amtsstellung unabsehbar weiter thätig zu sein.“ Der stolze Richter (der selbst, als allzu Unabhängiger, auf dem Index virorum prohibitorum stand) war mit Recht empört vor der Aussicht, daß die leipziger Präsidialstellung zum Refugium Schiffbrüchiger werden solle. Dem Judenchristen Paulus ward denn auch an der Pleiße das Leben nicht leichter als an der Spree.

Ueber Peters selbst haben wir nichts Neues gehört. Brauchen auch nichts zu hören. Lieh er Regermädchen wirklich zu grausam prügeln? Konnte er ihnen die Kettenhaft sparen? Hat er ein schwarzes Hürchen und einen diebischen Boy ohne völlig zureichenden Grund als Spione an den Galgen gebracht und diese Exekution absichtlich der vorgesetzten Behörde verschwiegen? Das sind die Fragen, die seit elf Jahren im deutschen Vaterland leidenschaftlich umstritten werden. Eine den Streitende Antwort dürfen wir heute nicht mehr erwarten. Peters war jung, von frühem Erfolg übermüthig geworden, Herr über Leben und Tod einer schwarzen, stummen Menschheit, keiner nahen Obrigkeit unterthan und gegen das süße Gift starker Tränke nicht immun. Von Zeit zu Zeit den Tyrannen herauszubeißen, dünkte ihn, an der Spitze einer unter hunderttausend Wilden unansehnlichen Schaar, nöthig. Wenn es nicht Proben unbeugsamer Willenskraft gab, war dieses Häuflein verloren: und mit ihm das fürs Deutsche Reich Gewonnene. Das stand auf dem Spiel. Daran dachte der Reichskommissar bei Tag und bei Nacht. Lieber Nero und Busiris scheinen als die Flagge geschändet sehen, die das Vaterland ihm anvertraut hat. Lieber, wie Carlo Moor, pfäffischen Schreibern Räubergeschichten erzählen. Er hats nicht selten, mit Mund und Feder, gethan; und dann erlebt, daß die Renommirschnurre ihm flink als Todsfünde angekreidet, die Räuberpistole ihm auf die Brust gesetzt wurde. Hats erlebt, weil er ein Deutscher ist, den Deutschen ein Reich erobert und im Rausch danach das Bettzeug beschmußt hat, das er blüthenweiß übers Wasser bringen sollte. Bei Mädeln gelegen, Lämmeln das Fell gegerbt und ein spionirendes Paar, Spitzbub und Lagerhure, ohne Eröffnung der Voruntersuchung aufgeknüpft: ein Verbrecher! Schickt den keuschen, mit allen Sinnen abstinenter Herrn Predigtamtskandidaten übers Meer: und paßt auf, ob er außer dem von Brunst nie getrüben Jungfernblick auch noch einen befreiten Landsmann und ein Kolonialreich mitbringt. Peters sah sein Sanfibar der Heimath verloren, sich selbst aus der Wirkensmöglichkeit gedrängt und wie ein Scheusal geächtet. Nichts blieb ihm als die treue Gemeinde fanatisch dem Gehehmten anhangender Freunde und die Gewißheit, auch von fern dem Vaterland dienen zu können. Doch in seiner Nähe schauderts den Reinen.

Die Propheten nur, nicht die thatlosen Zeterschreier sind ausgestorben.

Monismus und Soziologie.

Nachtausende herrschte die dualistische Weltanschauung und ward ein Dogma nicht nur der Religionen, sondern auch der Wissenschaft. Erst der Fortschritt wissenschaftlichen Denkens und dann der Aufschwung der Naturwissenschaften im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert widerlegten den Dualismus und begründeten den Monismus. Dieser ist ja im Vergleich zum Dualismus die vernünftigeren . . . Annahme. Da man nirgends im Weltall einen Geist ohne Materie findet, da er im Menschen an den Körper gebunden ist und mit dessen Zerfall verschwindet, so ist die Annahme, daß das Geistige nur eine den höheren Organismen inhärente, von ihnen unzertrennliche Eigenschaft sei, wissenschaftlich begründet. Aber wohlgermerkt: eine wissenschaftlich begründete Annahme ist noch lange keine wissenschaftlich erwiesene Tatsache. Dogmen aber kennt die Wissenschaft überhaupt nicht. Das muß betont werden, weil der Monismus zu einem Dogma ausartet, wenn er den Anspruch erhebt, auf allen Gebieten der Wissenschaft als Voraussetzung, als apriorische Idee anerkannt zu werden. Man vergesse doch nicht, daß der Monismus ein Produkt der naturwissenschaftlichen Methode ist, daß er im Gefolge der streng induktiven Methode sich einstellte; nun darf er diese Methode nicht verleugnen. Das thut er aber, wenn er keine anderen Kräfte anerkennt als die nur, die in seinen bisherigen Rahmen hineinpassen; also nur Kräfte, die in der anorganischen, in der organischen und in der psycho-physischen Erscheinungswelt walten. Behauptet man dem modernen Monismus gegenüber, daß es soziale Kräfte giebt, die sich unter die erwähnten drei Kräftearten nicht subsumiren lassen, so leugnet ers und will beweisen, daß diese sozialen Kräfte doch nichts Anderes seien als seine psychischen oder eigentlich seine psycho-physischen, und behauptet steif und fest, das ganze Gebiet dieser sozialen Kräfte, also das ganze gesellschaftliche Leben, sei für seine Psychologie oder eigentlich Psycho-Physik zu reklamiren. So hat vor Jahren schon Wilhelm Wundt das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben in seinen „Vorlesungen über Thier- und Menschenseele“ abgehandelt; und er steht noch heute auf diesem Standpunkt.*) Eben so thun alle modernen, auf den Grund der Naturwissenschaft ihre Systeme bauenden Philosophen (Naturphilosophen).

Dieses Verfahren sündigt zunächst gegen die naturwissenschaftliche Methode. Die verlangt ja, daß man zuerst die Thatfachen prüfe und dann erst aus ihnen Schlüsse ziehe. Nun haben all diese Philosophen die sozialen Thatfachen, mit denen sich die moderne Soziologie beschäftigt, nicht geprüft. Sie lehnen die Soziologie ab, weil sie der Meinung sind, daß die von ihr gelehrteten That-

*) In Wundts Systematik der Wissenschaften (Einleitung in die Philosophie) finden weder Soziologie noch Staatswissenschaft einen Platz. Beide denkt er sich offenbar in der „Rechtswissenschaft“, einem Zweig der „Geisteswissenschaften“, enthalten.

sachen doch nur psychische sein können (da sie weder anorganische noch organische sind), daß sie deshalb in die Psychologie gehören, also auch in ihr monistisches Triptychon hineingezwängt werden müssen. Damit machen sie aber ihren Monismus zu einem methodologischen Hemmnis freier naturwissenschaftlicher Wahrheitforschung. Denn diese soll an noch unbekannte Thatfachen ohne jedes Vorurtheil, voraussetzunglos, herantreten, nicht aber Dinge, die sie noch nicht kennt, in einen vorher fertigen Rahmen zwingen. Nun sind die Thatfachen und Erscheinungen, die gesetzmäßigen Bewegungen innerhalb der sozialen Welt noch ein unerforschtes Terrain, die Soziologie ist eben eine werdende Wissenschaft: es geht also nicht an und ist ein Hohn auf die naturwissenschaftliche Methode, im Voraus zu urtheilen: „Das gehört in die Psychologie, Das sind psychologische Gesetze, die diese Welt der Erscheinungen beherrschen, und es ist das selbe, oberste und einheitliche Gesetz, das den gemeinsamen Renner auch dieser Erscheinungen bildet.“ Denn eine solche voreilige Aburtheilung und blinde Einregistrierung aller sozialen Erscheinungen in die Psychologie vertrammelt den Weg zu deren objektiver, vorurtheilsofter Untersuchung, die doch die erste Pflicht jeder naturwissenschaftlichen Forschung ist. Erst die Untersuchung soll ja zeigen, von welcher Art diese Erscheinungen sind und ob sie unter einen gemeinsamen Renner mit den bisher bekannten Erscheinungen der anorganischen, organischen und psychischen Erscheinungen gebracht werden können. Wenn Das auch von allen Soziologen, von Comte bis auf Rapenhofer, angenommen wird, die Alle Monisten sind, so darf uns dieser Umstand doch der Pflicht zu objektiver Untersuchung der sozialen Erscheinungen nicht entheben, denn wir dürfen die Zwischenstufe der Erkenntnis der speziellen Gesetze, die die soziale Welt beherrschen, nicht überspringen; wir dürfen uns nicht abpeifen lassen mit einer (wenn auch vernünftigen und begründeten) Annahme, daß alle die Welt der Erscheinungen beherrschenden Gesetze in letzter Linie auf ein einziges, einheitliches Gesetz zurückzuführen sind, sondern müssen positiv vorgehen und die einzelnen Erscheinungswelten und die in jeder von ihnen herrschenden speziellen Gesetze kennen lernen. Sonst wird der Monismus zu einem Dogmatismus und führt, statt die Wissenschaft zu fördern, zu deren Verküsterung.

Nun giebt es solcher Erscheinungswelten, nach dem Stande unserer heutigen Kenntnisse, nicht nur drei, sondern vier: die anorganische, die organische, die psychische und die soziale. In jeder entstehen eigenthümliche Bewegungen und Vorgänge, die von speziellen, jeder dieser Welten eigenthümlichen Gesetzen beherrscht werden. Je nachdem aber ein Ding oder ein Wesen einer niedrigeren oder höheren Erscheinungswelt angehört, unterliegt es den Gesetzen der niedrigeren oder der höheren und der ihr vorhergehenden Erscheinungswelten. So unterliegt die „tote Natur“, die Erdruste, das Meer, nur den Gesetzen der anorganischen Welt; der Mensch aber, als höchstorganisiertes Wesen, unterliegt

den Gesetzen aller vier Erscheinungswelten. Ein Beispiel möge diesen Satz erläutern. Wenn ein Mensch auf schlüpfrigem Boden ausgleitet, das Gleichgewicht verliert und zu Boden fällt, unterliegt er dem Gesetz der anorganischen Welt. Wenn er Nahrung zu sich nimmt, Stoffe aussondert, sich fortpflanzt, endlich stirbt, unterliegt er den Gesetzen der organischen Welt. Wenn er nachdenkt und überlegt, seiner Phantasie freien Lauf läßt oder über wissenschaftliche Probleme grübelt, unterliegt er den Gesetzen der psychischen Welt. Wenn er aber als Feudaler gegen das Allgemeine Wahlrecht wettert oder als „Genosse“ zum Generalstreike aufmuntert, als Liberaler gegen den Merkantilismus kämpft oder als Priester gegen den Unglauben eifert, wenn er als Deutscher den Franzmann haßt oder als Revanchard für das rechte Rheinufer schwärmt: dann unterliegt er den Gesetzen der sozialen Welt. Denn als Parteimann, als Glaubens- oder Volksgenosse denkt und handelt er nicht als Individuum und vertritt nicht seine eigene Ueberzeugung, seine eigene Idee, sondern er denkt und handelt da als Bestandtheil und Repräsentant seiner sozialen Gruppe, vertritt deren Interessen, die keineswegs seine eigenen sein müssen, ist ein Sprachrohr seiner sozialen Gruppe, ein Echo der in ihr ausgebildeten Schlagwörter, ist ein Soldat in der marschirenden Kolonne oder, wenn man will, ein Heerdenführer. Dieser Thatfache ist sich der Mensch freilich nicht bewußt; und wer sie ihm zum Bewußtsein bringen will, kann der schroffsten Abweisung gewärtig sein. Denn nicht vergebens lehrten Philosophen und Psychologen, daß der Mensch ein vernünftiges, freies Wesen sei, das nur nach eigener Ueberlegung handelt und als denkendes Wesen sich über Welt und Menschen seine eigenen Ideen bilden soll und bildet, eine „Persönlichkeit“ sein soll, wofür sich denn auch Jedermann hält. Sehr schön. Aber die objektive Untersuchung sozialer Thatfachen lehrt uns, daß sich die Sache nicht so verhält, daß die meisten Ideen und „Ueberzeugungen“, für die der Mensch „ins Feuer geht“, soziale Produkte sind, mit denen er durch seine soziale Gruppe infiziert wurde und an denen er meist sein ganzes Leben lang krankt. Die Produktion solcher Ideen ist eine der Funktionen der sozialen Gruppen und hat für sie vitale Bedeutung: sie dient ihrem Lebensinteresse. Auch der Staat als eine Gesamtheit vieler Gruppen produziert in seinem Lebensinteresse solche Ideen. Da nun diese Lebensinteressen der Gruppen und des Staates im Lauf ihrer Entwicklung und der Geschichte, je nach Umständen und Verhältnissen, verschiedene Bedürfnisse erzeugen, so wechseln auch und ändern sich diese Ideen. Das erleichtert der Wissenschaft den Nachweis, daß solche Ideen thatsächlich nicht das Produkt individueller Vernunft, sondern soziale Produkte sind. Denn an lebende Ideen zu rühren, ist gefährlich; man läuft Gefahr, von seinen lieben Mitmenschen dafür gesteinigt zu werden. Ist eine Idee aber einmal tot, so kann man diesen Nachweis schon wagen. Versetzen wir uns im Geist in eine patriarchalische Monarchie der guten alten Zeit

Europas und denken uns, daß da Jemand den Leuten beweisen wollte, die Idee, für Thron und Altar sein Leben hinzugeben, sei keineswegs die höchste aller Tugenden, auch kein Produkt der Vernunft, sondern ein soziales Erzeugniß zu Nutzen und Frommen der bestehenden politischen Organisation. Einem solchen Menschen wäre es schlecht ergangen; denn diese Idee war damals in diesem Staat noch lebendig. Wenn aber in Frankreich, wo sie den Thron längst umgestoßen haben und mit den Altären vielleicht auch bald fertig sein werden, heute Jemand diesen soziologischen Satz verträte, würde er allgemeine Zustimmung finden. Der Satz würde wie die selbstverständlichste Wahrheit klingen; denn die Idee, daß es die höchste Tugend sei, sich für Thron und Altar zu opfern, diese Idee, die zur Zeit des Ancien Régime in Frankreich noch lebte, ist dort schon lange gestorben. Dabei sehen wir auch, daß es mit den Ideen sich ähnlich verhält wie mit den Menschen: sind sie einmal tot, dann kann man sie ungestraft seziren; Vivisektionen aber sind nicht gestattet.

Damit haben wir eins der größten Hindernisse soziologischer Wissenschaft gestreift: sie darf die lebenden sozialen Produkte nicht antasten, sonst wird sie in Acht und Bann erklärt; sie darf ungestraft keine sozialen Vivisektionen vornehmen. Sie muß sich bescheiden, Kaddaer zu seziren, wie der Anatom. Nun wissen wir aber, daß auch Dies zur Noth genügt und daß die Wissenschaft auch aus solchen Sektionen beträchtlichen Nutzen ziehen kann. Und gar die Soziologie! Ihr bietet die Geschichte der Menschheit ein überreichliches Material zur Untersuchung. Unermesslich weit dehnt sich das Trümmersfeld zu Grunde gegangener Staaten, das Leichensfeld untergegangener Völker. Wir haben genug Material zum Studium und können den Lebenden Ruhe lassen. Denn die Staaten der Vergangenheit waren, ganz wie die von heute, Kombinationen heterogener sozialer Gruppen, zusammengehalten durch eine naturwüchsig-kunstvolle Organisation der Herrschaft. Da herrschten die Mächtigsten über Mächtige, Mächtige über Schwächere und Schwächere über die Schwächsten. Da aber die Schwächsten überall die Mehrheit hatten, so daß das Uebergewicht ihrer Zahl die Macht auch der Mächtigsten, die in der Minderzahl waren, aufwiegen könnte, so mußte die Organisation der Herrschaft durch Moralspaiser gestützt werden: und zu diesem Zweck benutzten die Staaten immer und überall zunächst die Kirchen. Da sich Macht mit Macht gern zu Weider Vortheil verbindet, hat, in verschiedener Form, ein Bündniß der weltlichen und der geistlichen Macht stets die Völker beherrscht. Wenn zwischen diesen beiden Mächten Zwist entstand oder wenn die geistliche Macht versagte, mußten andere moralische Mittel den kunstvollen Bau des Staates stützen. Dann stellten sich zu rechter Zeit immer weltliche Ideen ein, die die Menschen erhielten und zur Vertheidigung des Staates oder gar zum Angriff auf andere Staaten anfeuernten: die Ideen vom Vaterland, von der Größe und dem Ruhm der Nation, von na-

tionaler Ehre und Kultur. Diese Ideen waren immer soziale Erzeugnisse, die in der Entwicklung der Staaten und Völker dann wichtig wurden. Jedes Zeitalter erzeugt der Form nach andere Ideen, die im Wesen die selben Funktionen ausüben, für den Staat die selbe Bedeutung haben: seinem Lebensinteresse zu dienen. Im Innern der Staaten aber, wo sich die einst heterogenen Gruppen in allmählicher Entwicklung zu Ständen und Klassen gewandelt haben, tobt ein ewiger sozialer Kampf, in dem allerlei ideale Losungsworte als Kampfrufe erschallen. Die Starken und Mächtigen kämpfen für Ordnung und Autorität, die zum Wohl des Ganzen erhalten werden müsse; die Schwachen fordern Freiheit und Gleichheit; die Einen erinnern an ihr altes gutes Recht auf Legitimität und verteidigen ererbte Güter und heilige Traditionen; die Anderen berufen sich auf angeborene Rechte und Menschenwürde. Jede Gruppe verteidigt aber unter diesen hochklingenden Losungsworten nach Naturgesetz und Notwendigkeit ihr „inhärentes Interesse“, das ihr den Weg vorgezeichnet, den sie gehen muß, ob die Einzelnen wollen oder nicht, die gebundene Marschroute, von der es kein Abweichen giebt, weil es dabei nicht auf den Willen und die Wünsche des Einzelnen ankommt, sondern auf den sozialen Prozeß, der mit elementarer Macht durch Leben und Aufschwung zu Niedergang und Verfall führt.

Diese Erscheinungen zu beobachten und die sozialen Gesetze, die sie beherrschen, zu erkennen, ist Aufgabe der Soziologie. Kann sie sich da mit biologischen Analogien oder individualpsychologischen oder psycho-physischen Analysen begnügen? Darf sie zu Gunsten und zur Bequemlichkeit eines dogmatischen Monismus, der sich bei anorganischen, organischen und psychischen Gesetzen beruhigt und und froh ist, in diesen drei Formen das eine und einheitliche Gesetz halbwegs nachgewiesen zu haben, auf die selbständige Untersuchung dieser sozialen Gesetze verzichten, die von ganz anderer Art sind als alle die in den drei genannten Erscheinungssphären waltenden? Und soll sie darauf verzichten, weil die Männer, die für diese ganze soziale Welt weder Auge noch Sinn haben, fürchten, daß ihre monistische Annahme, die sie zu einem Dogma stampeln; dabei in die Brüche gehen könne? Diese Furcht ist unbegründet. Aber die wichtigste Pflicht der Wissenschaft ist ja auch nicht, ein System zu erhalten, sondern: das Wirkliche zu untersuchen und sich um die Erkenntnis der Wahrheit zu bemühen. Die Soziologie hat eine neue Welt der Erscheinungen entdeckt. In dieser sozialen Welt müssen wir die naturgesetzlichen Vorgänge und Bewegungen erforschen, die herrschenden Gesetze feststellen. Sollte sich dabei zeigen, daß der Rahmen, in den die moderne Naturphilosophie ihr Weltbild spannt, zu eng ist, so mag er in Stücke gehen: die Soziologie wird für einen weiteren sorgen. Und sie wird die „einheitliche Weltauffassung“, den „Monismus“ nicht gefährden, sondern nur tiefer und fester begründen.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.

Abschied des Rezensenten.*)

Als ich hilflos und kampfunfähig da lag, als ich mit einem Fuß an den Boden festgenagelt war wie eine zum Tod verurtheilte strasburger Gans, dämmerte ein Gefühl erlittenen Unrechtes in mir auf. Nahezu vier Jahre lang bin ich der Sklave des Theaters gewesen. Es hat mich in schlechte, qualmige Luft gebunden, in den Kreis, dessen Mittelpunkt der „Strand“ ist, wie eine Ziege auf dem kleinen kreisförmigen Fleck abgeweideten und niedergetretenen Grases angebunden wird, der die Wiese verunstaltet. Jede Woche schreit das Theater danach, in geschriebenen Worten besungen zu werden. Wie ein Mann, der gegen eine Windmühle kämpft, bin ich: ich habe kaum Zeit, mich nach dem niederschmetternden Hieb des einen Flügels taumelnd zu erheben, da wirft mich schon der andere nieder. Nun frage ich: Kann ein vernünftiger Mensch fordern, daß ich mein Leben auf diese Weise vergeude? Man bedenke nur einmal meine Lage. Empfange ich denn irgendeine freiwillige Anerkennung für die Wunder an Geschicklichkeit und Fleiß, die ich an eine unwürdige Einrichtung und an ein einfältiges Publikum verschwende? Keine Spur! Meine halbe Zeit verbringe ich damit, den Leuten zu sagen, was für ein gescheiter Mensch ich bin. Nur Geheißes thun: Das genügt in England nicht. Die Engländer wissen erst, was sie von Einem halten sollen, wenn ihnen die richtige und geziemende Ansicht Jahre lang mühsälig und beharrlich eingetrichtert worden ist. Seit zehn Jahren pause ich dem Kopf des Publikums mit beispielloser Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit ein, daß ich ein außergewöhnlich weiser, geistreicher und kluger Mann bin. Das ist jetzt ein Theil der Oeffentlichen Meinung Englands; und keine Macht im Himmel oder auf Erden wird sie jemals erschüttern. Ich kann stottern und faseln; ich kann hastig und leicht schreiben; ich kann die Zielscheibe und der Hackbloß aller glänzenden, originellen Geister der aufsteigenden Generation werden: mein Ruf wird nicht leiden; er ist fest und solid, wie der Shakespeares auf einer uneinnehmbaren Basis dogmatischer Wiederholungen gegründet.

Zu meinem Unglück war der Prozeß dieser Gründung für mich höchst peinlich, weil ich von Geburt ein äußerst bescheidener Mensch bin. Schüchternheit ist die Form, die meine Eitelkeit und mein Selbstbewußtsein von Natur aus annehmen. Es ist auch demüthigend, wenn man, nach der blendendsten Entfaltung seiner beruflichen Tüchtigkeit, den Leuten sagen muß, wie gescheit man in Allem ist. Obendrein bekommen sie Das so satt, daß sie zum Schluß, ohne im Traum den behaupteten Glanz bestreiten zu wollen, ihn zu verab-

*) Als Herr Bernard Shaw das Amt des Theaterkritikers aufgab, nahm er mit der folgenden kleinen Satire Abschied vom englischen Publikum.

schauen beginnen. Ich erhalte manchmal ganz wahnsinnige Briefe von Leuten, die fühlen, daß sie mich nicht länger ertragen können.

Dann sind da die Schauspieldirektoren. Sind die vielleicht dankbar? Nein: sie sind einfach geduldig. Statt zu mir als zu ihrem Führer, zu einem Philosophen und Freund emporzublicken, sahen sie in mir nur den Mann, der in jeder Woche ihren Stand und ihr Privatleben schmätzt. Schlimmer als die Direktoren sind die Shakespeare-Verehrer. Als ich zu schreiben anfang, war William eine Gottheit und langweilig. Heute ist er ein Mitmensch; und seine Stücke haben einen beispiellosen Grad von Popularität erreicht. Dennoch überhäufen seine Anbeter meinen Namen mit Schimpf und Schande.

An diese Dinge darf man gar nicht denken. Ich hatte früher niemals Zeit, an sie zu denken; aber jetzt habe ich nichts Anderes zu thun. Wenn ein Mensch mit normalen Gewohnheiten krank ist, so beeilt sich Jeder, ihm zu betheuern, daß er bald genesen werde. Wenn ein Vegetarier krank ist (was zum Glück sehr selten vorkommt), versichert ihn Jeder, daß er bald sterben müsse, daß man's ihm gleich gesagt habe und daß ihm recht geschehe. Man fleht ihn an, wenigstens ein Bißchen Fleischbrühe zu nehmen, damit er sich doch die Möglichkeit verschaffe, die Nacht zu überleben. Man erzählt ihm schreckliche Geschichten von Fällen, die seinem eigenen ganz ähnlich gewesen seien und nach unbeschreiblichen Qualen zum Tod geführt haben. Und wenn er sich zitternd erkundigt, ob die Opfer nicht verstoßene Fleisßeßer gewesen seien, antwortet man ihm, er dürfe nicht sprechen, wenn er sich nicht schaden wolle. Zehnmal an einem Tag werde ich gezwungen, mit der Intensität eines Ertrinkenden über mein verfloßenes Leben und über die beschränkte Aussicht auf eine drei Wochen lange schleichende Todesqual nachzudenken, die mir als meine wahrscheinliche Zukunft vor Augen gehalten wird. Und ich kann vor mir selbst nicht rechtfertigen, daß ich vier Jahre mit Theaterkritik vergeudet habe. Ich habe einen Eid geschworen, nie wieder solche Schuld auf mich zu laden. Nie wieder will ich die Schwelle eines Theaters überschreiten. Der Gegenstand ist erschöpft. Ich bin es auch.

Dennoch darf der Frohsinn der Leute nicht getrübt werden. Die vielen schönen Damen, die jetzt draußen, unter der Aufsicht zweier galanten Schutzmänner, warten, bis die Reihe an sie kommt, an mein Krankenlager zu treten, muß man beruhigen; sie betheuern manchmal, ihr Lebenslicht müsse erlöschen, wenn ich keine Theaterkritiken mehr veröffentliche. Ich will jeder die Blumen anbieten, die mir ihre Vorgängerin dagelassen hat, und sie mit der Versicherung trösten, daß die Fische, die das Meer liefert, noch nicht schlechter geworden sind, als sie früher waren.

London.

Bernard Shaw.



Alt-Dresden.*)

Die geistige Entwicklung ging in der sächsischen Hauptstadt auch im siebenzehnten Jahrhundert getrennte Wege. Laut und prunkvoll schritt das Hofleben daher. Sein glänzender Vertreter ist der Bruder des vierten Johann Georg: August der Starke. Still und in sich gekehrt wandelte der bürgerliche Geist: seine höchste Entfaltung fand er in Bach und Bähr, dem Ländichter und dem Raumdichter der protestantischen Gemeinde.

Die dresdener Chronik der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts berichtet von ungezählten Festen. In biederbigen, reichlich mit Kupferstichafeln versehenen Büchern wird die „Durchlauchtige Zusammenkunft“ geschildert, einer jener prunkenden Fürstenbesuche, die man in den Tagen einer vorwiegend repräsentativen Politik für wichtige Staatsereignisse nahm. Im dresdener Kupferstichkabinet liegen dicke Bände mit Zeichnungen, in denen die Ringelstechen und Karussells festgehalten sind, die Bauernmärkte und Fuchspresen, die Theatervorstellungen und Aufzüge. Die Hofkalender bringen eingehende Schilderungen, erzählen von den Wigen der Karren und von den Scherzversen der Diesen nahestehenden Hofdichter, mit denen sie den Hof beim Scheibenschießen oder auf den Thierhegen und in den Wirthschaften unterhielten. Man nahm das Alles sehr wichtig und ordnete auch die verblühten Scherze streng nach den Gehehen des Hofes. Der aber ließ die Bürgerschaft wenigstens zusehen, wie er sich unterhielt; er freute sich des Staunens der Menge. Diese Feste, über die sich die sittenpredigenden Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts in den heftigsten Unwillen hineinredeten, empfand damals alle Welt als etwas Erfreuliches. Der Fürst und der Hof dachten nicht daran, daß durch Verschwendung das Volkswohl geschädigt werden könne. Er war der Meinung, dem Volk eine Wohlthat zu erweisen, indem er einen glänzenden Hof hielt. Und darum sorgte er dafür, daß sein Volk sehen könne, wie viel Geld ausgegeben wurde. Die Feste waren dazu da, von der Menge bewundert zu werden. Man zog durch die Stadt, die Fürsten an der Spitze; man hielt auf dem Markt Mumereien ab. Die ganze Anordnung wies darauf hin, daß man vor Zuschauern sich bewegen wollte. Ja, selbst ins Theater ließ man die Menge ein; der Fürst bezahlte, das Volk hatte die Freude des Zusehens.

Weiträumige Bauten entstanden. Der Stallhof reichte nicht mehr aus; man schuf ein mächtiges Ballhaus, eine riesige Reithalle. Beide fielen der Zeit zum Opfer: das Ballhaus, nachdem es eine Weile dem König als erste katholische Hofkirche gedient hatte. Dann schuf man, als alle diese Anlagen nicht ausreichten, offene, von Tribünen umgebene Höfe. War der Stallhof in den alten Zwinger zwischen den mittelalterlichen Stadtmauern eingebaut worden, so nannte man die neuen Anlagen für gleiche Zwecke wieder Zwinger, endlich sogar den großen Prunkbau, den der König von R. D. Böttelmann herstellen ließ, das eigenartigste unter seinen Bauwerken.

Italienische Schauspieler und Sänger wurden berufen, Haupt- und Staatsaktionen aufgeführt. Auch dort war fast mehr zu sehen als zu hören. Der prunk-

*) Ein paar Bruchstückchen aus dem anmuthigen und lehrreichen Büchlein, das Herr Geheimrath Gurlitt, unter dem einfachen Titel „Dresden“, in seiner Sammlung „Die Kultur“ bei Narquardt & Co. um die Julimitte erscheinen läßt.

volle Bau des Opernhauses, die unerschöpflich reiche Kunst der Bühnenausstattung, der Kleider und Menschengruppen beschäftigten die Geister mindestens eben so sehr wie die Dichtung in Worten oder Tönen. Das neunzehnte Jahrhundert hat solche Vorstellungen als Inbegriff aller Geschmacklosigkeit und Lede gekennzeichnet, wie es denn überhaupt den Trost der Armen, daß Reichthum nicht glücklich mache, dahin umgestimmt hatte, der Reichthum sei das Unglück. Erst Wagner hat die Welt wieder belehrt, daß eine Vereinigung aller Kräfte dem Theater noththue. Viel, immer Neues, immer Ueberraschendes zu bieten, war damals die Aufgabe der Bühne. Da die Architektur für einen Theil der Kriegskunst galt und für eine Hauptaufgabe des vornehmen Mannes, Kriegskunst zu studiren, sprach damals der Architekt eine verstandene Rede zu der gebildeten Welt. Was Theaterbaumeister wie die bologneser Sippen der Bibiena, der Mauri und Andere von der Bühne her an Innenräumen boten, an Prachtsälen, wie sie wohl in Pappe und Lattengerüsten, nicht aber in gleicher Kühnheit in Stein auszuführen waren: Das rief in ganz anderer Weise den Beifall der Menge hervor, als es heute bei Raumschöpfung auf der Bühne der Fall ist: es war der der Sachverständigen!

Nicht minder klagte man im neunzehnten Jahrhundert über die hohen Preise, die das siebzehnte und achtzehnte den Sängern und Sängerinnen, den Tänzern und Tänzerinnen zahlte. Aber man wolle nicht vergessen, was die Bühne jener Zeit leistete. Sie behandelte die Fragen der vornehmen Welt, sie stellte dieser in gesteigerter Form ihre Forderungen vor. Sie war die Lehrstätte jener auf äußere Würde ausgehenden Gesellschaftsform, die damals die Welt beherrschte. Die Tänzerin warf nicht die Beine in die Luft und ging nicht auf den Fußspitzen, sondern sie tanzte die Courante und das Menuet so, wie die Königin und die Prinzessin es tanzen zu können hofften. Sie bot nicht unerhörte Proben von Kraft und durch Uebung erzielter Gelenkigkeit, sondern sie bot im Geist der Zeit vollkommene gesellschaftliche Form, sie bot ein Vorbild der Anmuth und Würde, wie die Zeit sie von der vornehmen Frau erwartete. Der Tanzmeister war Anstandslehrer, der Schauspieler dem König in Vielem verwandt: Beide bestimmt, vor einer großen, aufmerksam und kritisch beobachtenden Menge zu handeln. Darum war auch nur das Urtheil des Hofes maßgebend. Dieser allein besaß die kritische Vorbildung, wußte, wie ein König sich königlich zu bewegen habe. Und der erste Sachverständige war der König selbst. Alle Zeitgenossen sind des Lobes voll über sein Auftreten. Seine Stärke gab ihm den Beinamen. Es ist ja für Frauen ein besonderer Reiz, von einem Mann zu wissen, daß er mit der Hand Hufeisen zerbrechen und daß er mit heissem Arm einen Trompeter zum Fenster hinaushalten kann. Aber dieser starke — warin hatte fünfkleinrich volle Gewalt über sich selbst. So bestrebt auch in realen Dingen seine Politik war, so wenig er hier seinen Willen in planmäßigem Handeln durchzuführen wußte, so sehr eine lebhafteste Einbildungskraft ihn zu ungeordneten Handlungen und zum raschen Vergessen unglücklicher Ereignisse führte: Niemand hat ihm die Anerkennung verweigert, daß er in der Kunst des Königsseins nur von Ludwig dem Vierzehnten übertroffen wurde. Und um dieses Königsseins willen hatte er ja den Glauben gewechselt. Ihm war es rascher gelungen als dem Brandenburger und dem Braunschweiger und dem Savoyer und all den Anderen, deren Ehrgeiz den selben Weg ging.

Die Archive erzählen von der Art, wie der König sich in künstlerischen

Dingen bethätigte. Noch war nicht die Zeit gekommen, die Meister allein um ihrer Werke willen zu feiern; sie waren Hilfskräfte, die in den allgemeinen Kunstbetrieb mitwirkend einzugreifen hatten. Der König aber war der große leitende Künstler. Seine Zeichenkunst war freilich gering, eben so gering wie sein Sinn für Rechtschreibung. Er füllte die Pläne seiner Baumeister, die Festentwürfe seiner Dekorateurs, die Anordnungen seiner Hofmarschälle, die Ordre de bataille seiner Generale für die unblutigen Schlachten im zeitlichen Lustlager mit Anmerkungen im wunderlichsten Französisch, das er mit königlichem Selbstgefühl so schrieb, wie er es sprach, völlig unbekümmert darum, wie es jenseits der Vogesen behandelt wurde. Aber die Anmerkungen haben Sinn und Ziel. Der Zeichnungen, die für den König gefertigt wurden, ist eine ungezählte Menge. Wenn der Schwede im Land war, wenn die Polen ihn plagten, zog er sich zurück zu den Wappen, in denen seine architektonischen Träume zu Form gebracht waren, in denen Dresden und Warschau zu Prachstädten umgebildet wurden, unbekümmert um die Kosten und um die verfügbaren Mittel. Das Bauen war August dem Starken eine Ausbudsform seines königlichen Sinnes, so recht eigentlich der Inhalt seiner Regierung. Er feierte nicht Feste, weil er König war, sondern er wurde König, um desto glänzendere Feste feiern zu können. Taxin half ihm die Zeitauffassung, an der es wenig ändert, wenn eine spätere Zeit sie für verkehrt, für leichtfertig, ja, für verbrecherisch erklärte. So empfand das Volk, der Hof; Das reizte die Freunde des Königs, die Grafen Flemming und Baderbart, Hogn und Beyßlingen und wie sie sonst heißen, zu gleichem Thun an. Auch sie gaben Feste, ließen Ballette aufführen, hielten einen großen Hofhalt, brachten Geld unter die Leute. Konnten sie doch hoffen, daß der König ihnen ihre Paläste abkaufte, sobald er zu Geld kam, und zwar dann auch zur Belohnung für ihr Thun mit königlicher Freigiebigkeit.

Gerade diese Freigiebigkeit hat man ihm am Meisten abelgenommen, vor Allem, so weit sie sich auf gefällige schöne Frauen an seinem Hof bezog. Aber man thut gut, nicht mit dem Urtheil unserer Zeit oder gar mit dem des neunzehnten Jahrhunderts sich zufrieden zu geben. Seiner Zeit erschien die Handlungsweise nicht unrichtig. Damals war die Staatswirtschaft in höchster Blüthe, die man die merkantile genannt hat: Wahre die Grenzen, daß viel Geld hereinkommt und wenig hinausgeht. Und innerhalb der Grenzen verhielt, daß das Geld sich in die Kisten der Habgierigen verliert, sondern Sorge dafür, daß es wader im Rollen bleibt. Wenn Hungersnoth im Land herrschte, so flehte man die Fürsten an: Wieß Geld aus, damit die armen Leute Etwas zu verdienen haben; aber gieb es so aus, daß die reichen Leute und daß mit ihnen ihr Geld ins Land gezogen werden! Also immer neue Feste in Dresden, immer lauter, immer anlockender! Laß Keinen zu Hause; Jeder muß seine Thaler aus dem Strumpf holen, damit die Kommerzien in Schwung kommen. Denn das Geld bleibt ja dem Land erhalten, mag es nun Hinz oder Kunz besigen. Von einem Maler draußen in Rom oder Paris ein Bild kaufen: Das war freilich im finanziellen Sinn ein Fehler. Aber den Mann nach Dresden rufen, der aus Leinwand und Farbe einen Gegenstand von hohem Werth schuf, ihn hoch bezahlen: Das war sehr verständig. Wenn der Mann nur gute Lebensart genug befaß, das Geld auch wieder flott auszugeben. Wenn man zur Wahrung der Würde des Hofes für nöthig empfand, die Wände mit Gobelins und die Tische mit holländischen Fayencen und böhmischen Glas zu schmücken, so zeigte

sich August sofort bereit diese Dinge im Lande selbst erzeugen zu lassen, Fabrikten anzulegen, von denen es ihm ziemlich gleichgiltig war, ob sie Verlust oder Gewinn bringen; wenn nur das ganze Land nicht mehr das Geld ins Ausland gehen sehen mußte und wenn nur Geld ins Land hineinkam. Und wenn ein Zufall dem König einen „Schönfäher“, „Wüstfäher“, „ist' orš yhnš pšene“, so war es schon, „aš' wšeyer, aš' die ursprünglich ihm nachgesagte Kunst verzichtend, Gegenstände erzeugen lehrte, für die gewaltige Summen aus ganz Europa über Holland nach China und Japan gingen: das Porzellan. Die Geschichtschreiber des sächsischen Porzellans klagen über die wenig günstigen Rechnungsabschlüsse der Manufaktur und darüber, daß der König eigenwillig in den Betrieb eingriff, indem er für sich selbst und für seine Schenklaunen arbeiten ließ. Sie vergessen, daß nicht die Manufaktur, sondern das Land ihm am Herzen lag, daß Frankreich und die Türkei, Deutschland und der Westen nun sein Geld auf die Leipziger Messe brachte und daß dies Geld im Land blieb.

Der König war unfittlich. Er hatte das Unglück, einer seiner Art wenig entsprechenden Frau verbunden zu sein, die fast gleichaltig mit ihm war. Die Zeit saßte leicht über die ehelichen Sünden der Fürsten: „Le sang du roi n'injure pas!“ Klang es von Frankreich herüber. Fürsten, die keine Waitressen hatten, thaten wenigstens so, als sei diese oder jene Dame in den gefeierten Stand aufgerückt. Das gehörte nun einmal dazu. Die Polen wurden ungeduldig, als August nur eine sächsische Geliebte hatte; sie forderten auch eine von ihrer Seite. Und der König zeigte sich huldvoll und gab auch der Polin die reichsten Geschenke. Es ist wohl nicht sehr gerecht, Den, der den größten Vortheil vom Geist der Zeit hatte, für diesen verantwortlich zu machen. Es ist richtig: der König nahm seinen Unterthanen Steuern ab; die Schraube mußte hart angezogen werden. Aber er verschlang doch das Geld nicht. Er gab es ja wieder an seine Unterthanen aus. Welch kluge, großdenkende Handlungsweise! Nur daß sächsisches Geld nach Polen floß, hat man ihm damals in Sachsen zum Vorwurf gemacht.

Daß die Johann George angestrebt hatten, vollendete August. Dresden und Sachsen wurden zu Hochschulen der deutschen Kunst, der deutschen Kultur. Noch lange nach ihm galt das Wort von Leipzig als dem Klein-Paris und das zweite, daß ein Mann von Bildung nur in Sachsen leben könne. Noch heute rühmt oder höhnt man die sächsische Höflichkeit. Das Wort „höflich“ kommt von Hof. Noch heute nennt man gut bresdenerisch einen gesitteten Mann, ein braves Weib hübsch. Hier bezieht das Wort sich nicht, wie in der Schriftsprache, auf die äußere Erscheinung allein: die Hausfrau will ein hübsches Mädchen in der Küche haben und meint damit, daß sie ein ordentliches, fleißiges und nebenbei auch ein Mädchen haben will, das Gefallen erweist und erweckt. Und auch das Wort „hübsch“ kommt von „höflich“. Das Volk empfand, daß die höfliche Sitte die bessere, vornehmere sei. Die Eigenart des Sachsen, daß er als höflich gilt, dankt er in erster Linie dem volksthümlichen Hof August des Starken.

In den Städten Sachsens begann seit 1670 etwa, nach Ueberwindung der ärgsten Kriegsnoth, die Baukunst sich wieder zu regen. Auch Dresden zeigt aus dieser Zeit einige bemerkenswerthe bürgerliche Bauten, Werke tüchtiger Maurer- und Zimmermeister. An Dem, was die Stadtverwaltungen schufen, finden sich vielfach ruhmredige Inschriften. Große Worte hatten oft kleine Thaten zu verdecken. Auf den Kirchhöfen entstand ein sonderbares Kunsttreiben. Sie wurden die Stätten,

auf denen die Bildhauer sich zeigten. Eine wahre Leidenschaft für stättliche Grabdenkmäler brach an. Oft traf ich solche, in denen das Todesjahr des Verstorbenen fehlte oder unverkennbar nachträglich eingefügt war. Es handelte sich also um Grabsteine, die sich ein noch Lebender selbst gesetzt hatte. Und er versäumte dabei nicht, die Hinfälligkeit alles Irdischen in Wort und Bild zu betonen, den Tod in seinem Grausen zu schildern: die Würmer, die aus dem Totenschädel kriechen, den Knochenmann; alle jene derb die Seelen anpflückenden Formen, die später Lesung zu lebhaftem Aufstampfen veranlaßten. Aber bei allen Außerlichkeiten, bei der oft theatralischen Darstellung der Feselnüchtheit drang doch tief und tiefer ein menschlich edles Empfinden durch. Es fand im Wort nicht den vollen Ausdruck, es suchte ihn in dem selben Künste, die begrifflich am Wenigsten klar zu sprechen vermögen: in Baukunst und Tonkunst.

Als ich vor dreißig Jahren begann, mit sächsischer Kunstgeschichte mich zu beschäftigen, mit der Kunstgeschichte des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts überhaupt, trat ich einem Zustand entgegen, den die Zeit des großen literarischen und wirthschaftlichen Aufschwunges geschaffen hatte: nämlich der völligen Mißachtung der vorausgehenden ungelehrten und unliterarischen Anschauungsweise. Abgesehen von der Geschichte der Malerei lag eine Leere vor mir, aus der nur die Künstler herausragten, die Bücher geschrieben hatten: Pozzo, Fischer von Erlach und dann der eine, mit dem der berliner Ortsgeist, wie er sich in Nicolai befand, sich beschäftigt hatte: Schübler. Alle anderen traf ein billiger Hohn: sie galten als sopfig.

George Bähr, der Baumeister der dresdener Frauenkirche, wird, wenn man das neunzehnte Jahrhundert erst besser überwunden haben wird, wieder in vollem Glanz hervortreten als einer der Größten seiner Zeit. Ein Leben, das dem vornehmsten Ziel des Architekten geweiht war, dem Schaffen einer neuen Grundrißform aus einem neuen Bedürfnis heraus. Alle Bedenken gegen Schwächen formaler Art haben zurückzutreten gegen die Größe, mit der von ihm die Aufgabe erfüllt wurde. . . Die Orgel der Frauenkirche baute Silbermann, der größte deutsche Orgelbauer. Ob Bach auf ihr gespielt hat, weiß ich nicht. Er kam seit 1723, seit er Kantor an der Thomasschule in Leipzig war, öfter nach Dresden, um sich an Hoffes Opern und Aufführungen und an der Faustina Hasses Gesang von dem Aerger über die Quertreibereien der Gelehrten an der Schule zu erholen. Sollte er es sich verjagt haben, den Bau kennen zu lernen, der seinem Wesen so gemäß war?

. . . Die weitaußholende Bewegung, die zur pietistischen Vertiefung des Protestantismus führte, fand in Bähr und Bach ihre Befruchtung. Es hat zweier Jahrhunderte bedurft, ehe das in Knechtschaft der Antike und mit ihr in blindes Gelehrtenthum verfallene deutsche Volk begreifen lernte, was es in diesen Menschen einst belesen hat. Das Große in ihnen ist die Selbstständigkeit und die nationale Eigenart; der Mangel an Dem, was durch Fleiß aus Büchern erlernt werden kann; das Abweisen allen Ballastes an Wissen und an Epigonalität, das über den Gelehrtenschulen lag; die klare Ablehnung des Erbschlers der deutschen Bildung; der Schulmeisterei. Die edelsten Züge aus einer Gedankenwelt, wie sie Philipp Jakob Spener angeregt hatte, kamen hier zu künstlerischem Ausdruck: der Glaube an die lebendige Gegenwart Christi durch seinen Geist, der Glaube an den Werth einer Lehr- und Volkskirche, als an das Mittel, dieses Geistes theilhaftig zu werden, der Glaube an die Kraft eines gemeinchristlichen Priestertumes, an eines solchen, das durch Vor-

leben lehrt, durch Liebe heilt, durch sittlichen Ernst und Strenge zum Guten führt; die Hoffnung auf eine Heiligung des Menschen aus sich heraus, auf seine Befreiung und Größe, seine Rechtfertigung vor Gott und Menschen, trotz äußerer Bedrängniß. Es war eine Zeit, wie die des Heiligen Franziskus von Assisi: der Glaube wurde menschlich und der Mensch deshalb gläubig. Friede in Gott kam über das Volk, oder wenn Das zu theologisch klingt: Friede in geschlossener Weltanschauung. Das lehrt Böhrs und Sachs Kunst. Das erzählt mir die Frauenkirche in Dresden.

Als August der Starke die Augen schloß, hatte Dresden eine völlig veränderte Gestalt angenommen. Ein Brand vom 1685 hatte die Neustadt fast ganz zerstört. Zahlreiche Pläne für den Wiederaufbau bewiesen, in wie hohem Maß der König Antheil am Wiederaufbau nahm und wie er diesen nach einem groß angelegten Plan erstrebte. Damals entstanden die nach dem nördlichen Festungthore zu gerichteten Straßen, vor Allem die Hauptstraße, die im sogenannten Blockhaus einen Abschluß erhielt. Ein hoher Obelisk sollte auf diesem stehen, kam aber leider nicht zur Ausführung. Der Graf Flemming baute das Holländische Palais, das spätere Japanische, als Abschluß der Königstraße, für deren Wohnhäuser eine strenge Vorschrift erlassen wurde; sie mußten alle zweigeschößig und mit schlichtem Hauptgesims gebaut werden, also in künstlerischer Beziehung auf das Palais, dem sie als Hinweis dienten. Kasernen und ein Kadettenhaus wurden erbaut, die neustädter Dreikönigskirche, die den Zug der Hauptstraße störte, abgebrochen und an geeigneter Stelle neu aufgeführt. Die Elbbrücke wurde durch Böppelmann in die Gestalt gebracht, in der sie auf unsere Tage überkommen ist. Das königliche Schloß, das 1701 durch Brand stark gelitten hatte, erhielt jene vorläufige Gestalt, die es bis in die Jahre nach 1800 aufwies. Vorläufig deshalb, weil der König mit riesigen Plänen für einen neuen Sitz seines Hauses umging, von denen ein Theil, der Zwinger, zur Ausführung kam. Der Eifer mit dem Preußenkönig hinderte die Vollenbung des ganzen Werkes: August erstrebte zu Großes, um bei der Ungunst der ihn umgebenden Verhältnisse zu einem Ende kommen zu können. Aber er schuf doch einen Platz für den Sport jener Zeit, für die Ringelstechen und Karussells, für die Reiter Spiele und Wagenauflüge, wie er reizvoller nicht gedacht werden kann. Kaum ein zweiter Fürst verstand es, sein ganzes Wesen so heilend zum Ausdruck zu bringen, wie hier der Meister der höfischen Künste seiner Zeit es gethan hat. Man lese das Vorwort zu dem Werke, das über den Zwingerbau herausgegeben wurde. Der Verfasser, der Volkswirth Von Loën, ist des Ruhmes voll für den Herrscher, der den Garten der Hesperiden in die Wirklichkeit zu übertragen verstanden habe.

Die Stadt füllte sich mit Neubauten. Die schlichten Formen der Renaissancehäuser mit ihren Giebeln, Ertern und Thoren als einzigem reicher behandelten Schmuck wichen planmäßiger gestalteten Anlagen. Gerade in der Lösung einfacherer Aufgaben zeigten sich die Barockmeister auf der Höhe ihrer Schaffenskraft. Man vergleiche ihre vornehme Zurückhaltung mit Dem, was das endende neunzehnte Jahrhundert als „barock“ verstand und ausführte. Welche Feinheit im Abwägen, welche Meisterkraft in der Massenvertheilung, so daß ein bescheidener Schmuck die ganze Schauseite reich erscheinen ließ. Aber auch welche Traulichkeit in der Anlage der weiten Eingangshallen, der anmuthigen Höfe, der nun durchweg geradläufigen Treppen, der Vorgimmer, von denen aus die „Enfilade“ der eigentlichen Wohngefasse zugänglich war. Man schließ in verschwiegenen Alkoven, ohne

Furcht vor den Schrecknissen der modernen Hygieniker; man freute sich weiter, hoher Räume, die durch stattliche, von außen heizbare Oefen erwärmt wurden; man zierte diese mit einer jede Einzelheit umfassenden Sorgfalt aus, schmückte sie mit den kostbaren Erzeugnissen der Porzellanmanufaktur, mit Bildnissen und Bronzen; man bildete dem gesellschaftlichen Leben eine Heimstätte von vollkommener Einheitlichkeit und auch der bescheidene Bürger nahm Anteil am raschen Fortschreiten des Geschmades. . . . Noch hielt man fest am Grundwesen der Stadt als Festung. In den Archiven erhielten sich zahlreiche vom König selbst angegebene Pläne für die Stärkung der Werke. Aber draußen vor den Toren legte man den Großen Garten und andere Parke an, mehrten und dehnten sich die Sommerhüze, die sorgfältig gepflegten Blumenparterres, die mit Statuen verzierten beschnittenen Heden, die anmuthigen Ueberdachungen inmitten der die Waldbüche auftheilenden Wege. Man hatte in Frankreich eine neue Kunst des Gartenbaues gelernt, man gab die einseitige Vorliebe für holländische Spielereien mit beschnittenen Bäumen, von bunt geflässerten Wegen, eingefaßten geometrischen Blumenbeeten auf und lernte große Massen aus der Natur herauskomponiren und sie in Beziehung zur Landschaft setzen. Die Gärten von Niederjesitz, von Billnig und die großartige Umgestaltung des aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden Schlosses Moritzburg, sind Zeugniß hierfür.

Die dresdener Bürgerchaft seufzte unter dem Noth der schlechten Zeiten. Man klagte darüber, daß so viel gutes sächsisches Geld nach Polen gehe. Aber der Vorwurf, daß der König und daß seine Verschwendung an all dem Unglück, das hier und dort festlich in den Glanz der Zeiten hineinblickte, Schuld seien, stammt erst aus einer späteren Zeit, die auch an die Moral der Fürsten einen anderen Maßstab anlegte als das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten. Als man August den Starken zu Grabe trug, verfolgte seinen Leichenzug viel dankbare Bewunderung, nicht aber, wie den französischen König, der Haß seines Volkes.

Dresden.

Professor Dr. Cornelius Gurlitt.



Banken und Bankiers.

Die Mißstimmung über das Monopol der Großbanken wird von Jahr zu Jahr stärker; ihnen schiebt man die Schuld daran zu, daß in einer Periode wirtschaftlicher Hochkonjunktur das Börsengeschäft so arg zurückgegangen ist. Ich erwähnte neulich eine draßische Aeußerung über die Effectengeschäftskünste der Großbanken. Nun sind in den letzten beiden Monaten zehn Privatbankfirmen (darunter zwei, die über hundert Jahre alt waren) zusammengebrochen. Die Großbanken haben ihnen die Existenz unmöglich gemacht. Das Commissiongeschäft bringt den kleinen Bankiers nichts mehr ein, weil die Großbanken die meisten Effectengeschäfte „in sich selbst“ erledigen und die Emissionen unter sich abmachen; der Privatbankier kann den Ring der großen Institute nicht durchbrechen und findet an der gedeckten Tafel keinen Platz. Das Monopol der Großbanken beruht darauf, daß sie nur geringe Vermittelungsgebühren zu fordern brauchen. Was sie an Courtage und Provisionen einnehmen, deckt noch nicht die kleinere Hälfte ihrer Unkosten. Dafür sichern sie sich einen allen „Anforderungen“ gewachsenen Stamm von Kunden, der nur

ganz selten verfaßt. Wenn der einzelne Bankier so niedrige Vermittlergebühr berechnete, würde er sich dem Ruin aussetzen. Das geschieht, wie die erwähnten Insolvenzen zeigen, auch manchmal, wenn er sich auf andere Weise schablos zu halten versucht. Daß unter den falliten Firmen Häuser sind, die, wie Sächler in Kreuznach und Roehler in Anklam, mehr als hundert Jahre bestehen, zeigt immerhin, daß Leichtsinns nicht allein die Ursache der Katastrophe gewesen sein kann. Die Thatfache, daß den Privatbankiers von den durch Fusionen und Konzentrationen gestärkten Großbanken das Leben erschwert wird, ist nicht wegzuleugnen. Schlägt man das Deutsche Bankierbuch auf, so findet man noch Hunderte von Privatbankfirmen, die im Deutschen Reich bestehen; aber fragt mich nur nicht, wie. Da an den Effktengeschäften der Kundschaft nur noch wenig oder gar nichts zu verdienen ist, muß sich mancher Bankier mehr als früher auf Spekulationen für eigene Rechnung einlassen, um sich über Wasser zu halten. Nicht alle Bankiers spekuliren; daß viele mit Goldshares, Kugen und anderen Industripapieren ihr Glück versucht haben, ist aber nicht zu leugnen. Die schlechten Geschäfte machen die Leute nervös und gegen den kleinsten Tadel empfindlich; thöricht ist aber die Behauptung, durch die Feststellung einfacher Thatfachen werde die „Ehrenhaftigkeit des Bankierstandes“ angezweifelt. Natürlich giebt's Bankiers, die vor lauter Ehrenhaftigkeit keine Geschäfte mehr machen. Bei der jüngst in Schwierigkeiten gerathenen Bankfirma Werthauer & Co. in Kassel ist festgestellt worden, daß die Inhaber dieses Bankgeschäftes, das zu mehreren berliner Großbanken gute Beziehungen hatte, durchaus solide Leute waren, die trotzdem ins Unglück geriethen, weil sie für eigene Rechnung zu stark in Amerikanern, südafrikanischen Goldshares und Montanaktien spekulirt hatten. Die Opfer dieser Insolvenzen sind meist kleine Gewerbetreibende, Handwerker, Beamte, kleine Sparer aller Arten. Daß gerade diese Schicht leidet, macht das Urtheil oft ungerecht; man thut, als sei der Bankier allein schuldig, und stellt sich damit selbst als unmündig hin. Ob der Bankier Vertrauen verdient, kann schließlich Jeder selbst feststellen. Oft aber genügt schon das Versprechen, Depositengelder mit 2 oder 3 Prozent mehr zu verzinsen, als große Banken dafür zahlen, um dem Publikum über die Solidität des Bankiers jeden Zweifel zu nehmen. Der aber muß genug verdienen, um die hohen Zinsen für die fremden Kapitalien aufzubringen und für sich selbst einen Ueberschuß zu erzielen. Was soll er thun? Er spekulirt in Effekten. Das reine Zins- und Wechseldiskontgeschäft kommt für die Privatbankiers kaum in Frage; Primakunden brauchen ihn nicht, da sie mit der Reichsbank und den großen Banken billiger arbeiten, und eine zweifelhafte Kundschaft ist schlechter als gar keine. Wie elend das Kommissionsgeschäft, die Zuflucht des Privatbankiers, geworden ist, lehren schon die Praktiken, die heutzutage bei der Unterbringung von Hypothekenspfandbriefen angewendet werden. Die Hypothekenbanken sind heute mehr als je auf die Vermittelung der Provinzbanken angewiesen; versagen die, dann ist's mit dem Abjaß ihrer Pfandbriefe aus. Bei mehreren Insolvenzen sind auch Hypothekenbanken zu Schaden gekommen, die den betroffenen Bankiers Obligationen zum Verkauf in Kommission gegeben hatten. Der kleine Bankier richtet sich bei der Empfehlung der (an sich ja ziemlich gleichwerthigen) Pfandbriefe nicht nur nach dem Ansehen der ausgebenden Hypothekenbank, sondern vor Allem nach der Höhe der Provision, die er für den Verkauf bekommt. Und da werden Vergütungen bewilligt, die den normalen Satz von 1 Promille weit übersteigen. Jetzt geht's

nur noch nach Prozenten; wer am Reißten bezahlt, hat die besten Pfandbriefe. Die muß der Kunde unter allen Umständen nehmen. Manche Bankiers lassen von ihren „jungen Leuten“ das Land bereisen und den Bauern die Pfandbriefe vom Haus zu Haus anbieten. Ob ein solcher Haushandel mit Wertpapieren gegen die Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung verstößt: diese Frage ist nicht so wichtig wie die andere: ob er sich mit dem sonst so laut betonten Standesbewußtsein der Bankiers verträgt. Doch den Kleinen wird das Leben heute eben zu schwer gemacht.

Auch im Fall Sahler & Co. in Kreuznach ist der Einfluß der Großbanken zu merken. Man denke: ein Bankgeschäft, dem die Reichsbank 5 Millionen Mark gegen Wechsel kreditirt hat, wird in einer Zeit insolvent, wo das Centralnoteninstitut die Wechsel der Firma noch diskontirt. Ein faules Unternehmen kanns nicht gewesen sein; die Reichsbank ist in Geschäften nicht leichtsinnig. Man hat denn auch festgestellt, daß es sich nicht um eine wirkliche Ueberschuldung, sondern nur um vorübergehende Verlegenheiten handelte. Trotzdem brach die Firma zusammen; und an ihre Stelle traten schnell zwei Großbanken mit Filialen (die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft und die Vergisch-Märkische Bank). Daß die Aktienbanken die Erbschaft der kreuznacher Privatfirma so eilig antraten, erregte einiges Kopfschütteln. Man dürfte wohl fordern, daß die Großbanken die Privatbankiers, die von den Emissionshäusern auf den Markt gebrachte Effekten übernommen und sich darin über ihre Kraft festgelegt haben, stützen und nicht ruhig zusehen, wie ein lebensfähiges Geschäft sich an einer kleinen Wunde verblutet. Aber die Großbanken sind keine Freiwilligen Rettungsgesellschaften, sondern Unternehmen, die, mit einer Portion gesunden Egoismus ausgestattet, nach dem Grundsatz handeln: „Ote-toi que je m'y mette!“ Ein schöner Anblick ist's freilich nicht, daß der Weizen der D-Banken auf einem Gräberfeld blüht. Aber das Wegbliden nützt auch nicht.

Wie zwischen Großbanken und Privatbankiers, so wüthet auch zwischen Waarenhäusern und Detailisten ein stiller Krieg. Die großen Kaufhäuser, in denen man Alles findet, sogar Depositionskassen, haben aller Angriffe und Besteuerungen gespottet. Sie sind stärker als je und die von ihnen bedrängten kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden, *„ghoven, warr, noch, wd, Bilsch, ya, reghen“*. Die *„Kontingendsteit, dwk, Waarenhausbetriebs“* ist eben nicht mehr zu leugnen. Der Grundsatz, durch Konzentration die Kosten möglichst zu verringern, um billig verkaufen zu können, ist unumstößlich; auf allen Gebieten. Auch auf dem des Bankgeschäftes. Einen Theil der Privatfirmen haben die Aktieninstitute schon verschluckt; ein anderer Theil wird folgen; was dann noch übrig bleibt, ist entweder kräftig genug, um die Konkurrenz aushalten zu können, oder zum Siechthum verurtheilt. Ein schrankenloses Monopol der Großbanken ist nicht zu erstreben. Wer von der wirtschaftlichen Bedeutung der Börse überzeugt ist, kann nicht wünschen, daß die Banken das Effectengeschäft ganz an sich ziehen. Vielleicht würde eine verschiedene Besteuerung der an der Börse durch die besuchten Kursmakler erlebigten Transaktionen und der von den Banken „in sich“ besorgten Geschäfte der Börse wieder zu ihrem Recht helfen. Besteuert man die regulär durchgeführten Effectengeschäfte niedriger als die in den Banken erlebigten, so könnte ein Ausgleich für die niedrigen Vermittelungsgebühren der Großbanken bewirkt werden, der den Privatbankiers die Konkurrenz erleichterte. Vielleicht könnte auch ein unter Staatsaufsicht stehender Kursmaklerverein Etwas gegen das Großbankemonopol erreichen. Wenn die Börse ihre alte Stellung zu-

rückerobert,* gewinnen auch die mittleren und kleinen Bankiers. Die Großbanken haben es gar zu leicht, durch ihre Depositionskassen und Filialen neue Effekten „unter der Hand“ zu placiren. Das Börsengesetz schreibt für jede Neuemission einen Prospekt vor, der alle für die Beurtheilung des Unternehmens wichtigen Angaben enthält. Wenn aber das neue Papier schon untergebracht ist, bevor der Prospekt herauskommt und die Zulassung zum Börsenhandel beantragt wird, dann ist die ganze Prozedur nur noch leere Form. Der Gesetzgeber will dem Publikum die Möglichkeit bieten, sich vor dem Ankauf neuer Werthpapiere über deren Unterlage zu informieren. Diese Absicht wird durch die vorzeitige Unterbringung der Effekten vereitelt. In den Filialen und Depositionskassen werden natürlich nur solche Papiere empfohlen, an deren Verkauf den Banken besonders viel liegt. Und da die großen Institute zusammenarbeiten und keinen Fremden in den Ring hineinlassen, so können sie den Effektenbesitz ihrer Kundschaft genau kontrolliren und sich dadurch bei den Aktiengesellschaften den entscheidenden Einfluß sichern. Die Großbanken bringen also die von ihnen emittirten Papiere leicht unter und üben das an den verkauften Papieren haftende Stimmrecht dann in den Generalversammlungen aus: kein Wunder, daß die Privatbankiers dadurch verbittert sind. Nicht zu vergessen ist dabei freilich, daß die Beziehungen zu den Banken den Industrie- und Handelsgesellschaften Nutzen bringen; so, zum Beispiel, wenn die Zeit der Dividendenzahlungen heranrückt. Nicht jede Aktiengesellschaft, die eine hohe Dividende verkündet, hat die zur Auszahlung nöthigen Mittel. Bei harter Beschäftigung und Geldknappheit kommt es vor, daß die Vorräthe und die Debitoren die „liquiden“ Mittel darstellen. Mit Waaren oder Forderungen aber sind Aktionärsdividenden nicht auszuzahlen. Da steht denn die Bank das Geld vor. Das könnten nur sehr reiche Privatbankiers: hier ist einer der Punkte, wo der Nutzen des Großbankwesens sichtbar wird; und nicht einmal der wichtigste.

Die Großbanken haben beträchtliche Kapitalien in nicht immer leicht zu liquidirenden Unternehmungen festgelegt und ihre ausgedehnte Kreditgewährung bringt ihnen manches Risiko; sind sie darum weniger sicher als die Privatbankiers? Mancher sagt, die Banken haben durch die Ueberproduktion von Effekten zu den großen Verlusten beigetragen, die das „deutsche Nationalvermögen“ durch die Kursrückgänge erlitten habe. Das stimmt aber nicht; das „Nationalvermögen“ als Ganzes kann durch Kursverluste nicht berührt werden: das auf der einen Seite verlorene Geld taucht auf einer anderen Seite ja wieder auf (wenn es nicht etwa für die Dauer ins Ausland geht). Ob und in welchem Umfang die Banken das deutsche Kapital aus der Heimath vertrieben haben: Das ist eine andere Frage. Wir haben nun einmal eine große Zahl von Werthpapieren und für den Privatbankier ist das Effektengegeschäfte heute eben so wichtig wie für die Großbank, die den Effektenhandel ja nicht geschaffen hat. „Der Bankier giebt seinem Kunden uneigennütziger Rathschläge als der Depositionskassenvorsteher“: auch Das kann man hören. Daß die Uneigennützigkeit oft von der Höhe der Absatzprovisionen abhängt, erwähnte ich schon. Ein solider Bankier wird sich bemühen, dem Kunden nur Papiere zu empfehlen, die nach seiner Meinung nicht gefährdet sind.] Jetzt er vielfach, so verliert er die Kundschaft. Er muß sich also mehr anstrengen als der Bankbeamte. Soll aber gerade auf diesem Gebiete die Tendenz zum Großbetrieb ausgeschaltet sein? „Willingt es, das Börsengeschäfte wieder zu heben, dann wird auch der geschickte Bankier wieder sein Auskommen finden. Auf ein bequemes Leben mit reichlichem Verdienste darf er in der Zeit harter Konkurrenz freilich fortan nicht mehr hoffen. Vadon.



Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 8 Uhr
Freitag, den 5., Sonnabend, den 6., Sonntag,
den 7. und Montag, den 8./7.

Der Jongleur

Leitung:
K. Meinhardt und Rud. Bernauer.

Kammerspiele. Geschlossen.

Cabaret Unter den
Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf
Schlager.

Kleines Theater.

Freitag, den 5., Sonnabend, den 6. und
Sonntag, den 7./7. Abends 8 Uhr.

Vater und Sohn

von Gustav Esmann.
Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Holsinger.
Bender. Bella Frankhe
Joseph. Georg Kaiser
Phila Wolff.

**Für Magen; Darm; Zucker-Gichtkranke,
Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlössnitz bei Dresden, Boist 9



Reiseartikel, Plattankoffer, Lederwaren, Necessaire, Echte Bronzen,
Kunstgewerb. Gegenstände in Kupfer und Messing, Terrakotten, Standuhren
Gegen bequeme Monatszahlungen

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxus-Artikel gegen
monatliche Anzahlungen liefert. — Katalog K. kostenfrei.

Stöckig & Co., Dresden-A. I. (f. Deutschlnd), Bodenbach 2 i. B. (f. Hrnich).

BERLIN

DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-6.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

	Neues Schauspielhaus	
--	-----------------------------	--

Am Nollendorfplatz. Anfang Abends 8 Uhr.

Freitag, den 5., Sonnabend, den 6., Sonntag, den 7. und Montag, den 8./7.

Ensemblegastspiel unter
Leitung von Harry Walden.**Raffles****Restaurant u. Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen WeltDie ganze Nacht geöffnet. * **Künstler Doppel-Konzerte.****Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung**

SW.II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

== **Sorgsame fachmännische Bearbeitung.** ==**Photo-Apparate!**

Ohne unseren neuen Katalog P, den wir Jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photogr. Apparate unbedingt

v o r e i l i g .

Union-Cameras werden nur mit Anastigmaten von Goerz und Meyer ausgerüstet. Lieferung gegen bequeme Monatsraten.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 u. Bodenbacher Str.

Goerz Triöder-Binocles
 Französische Ferngläser
 Vergrößerungs-Apparate
 gegen bequeme Monatsraten.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker-Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Herrenhäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnungseinrichtungen.

OPEL

Rüsselsheim a. M.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Ermahnung.

Gebt Euren Mädeln und den Buben
nur **Poetko's Apfelsaft** aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Küsten à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke **Poetko's Apfelwein.**

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden bei **Erich Linkwitz, W., Gleditschstr. 1a.**

Ferd. Poetko, Guben 18. Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Aktiengesellschaft Norddeutsche Steingutfabrik.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen Prospektes sind

M. 300 000.—

neue, auf den Inhaber lautende Aktien

der
Aktiengesellschaft Norddeutsche Steingutfabrik

in G r o ß b r e m e n

300 Stück Aktien à Mk 1000.—, No. 878—1177

zum Handel an der Berliner Börse zugelassen worden.

Bremen/Berlin, im Juni 1907.

E. C. Weyhausen.

Abraham Schlesinger.

Geschäftliche Mitteilungen.

Der Goerz-Pavillon auf der Deutschen Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung in Berlin-Friedenau erfreut sich eines regen Besuchs. Derselbe enthält eine vollständige Auswahl der weltbekannten Erzeugnisse der Optischen Anstalt C. P. Goerz Aktiengesellschaft wie Trieder-Beinocles für Civil- und Militärgebrauch, photographische Objektive und Apparate, sowie optisch militärische Instrumente. Der Pavillon fällt durch seine eigenartige orientalische Architektur auf und wird von einem Minaret überragt in dessen Inneren sich ein Unterseehoot-Fernrohr (Periskop) befindet, mit Hilfe dessen das ganze Ausstellungsgebäude überschaut werden kann.

Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung

Berlin-Schöneberg

15. Mai 1907**15. September 1907**

Protector der Gesamtausstellung:
Sr. Kaiserl. u. Königl. Hoheit der
deutsche Kronprinz.

Protector der Kolonial-Ausstellung:
Sr. Hohel. Herzog Johann Albrecht
zu Mecklenburg.

Das Offizielle Verkehrsbureau der Ausstellung, das

Reisebureau der Hamburg-Amerika Linie, Berlin W., Unter den Linden 8

und auf dem Ausstellungsgelände, arrangiert wöchentlich $3\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ tägigen Aufenthalt in Berlin inkl. Hotel, Verpflegung, Besichtigungen etc. in bester Ausführung für den Preis von M. 75.— bezw. M. 100.—. Für Vereine können bei genügender Beteiligung (ca. 250 Personen) Extrazüge für die Reise nach und von Berlin gestellt werden. — Programme gratis durch das Reisebureau und dessen Filialen.

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im **Landes-Ausstellungs-Gebäude**

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen, Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Dinners u. Soupers von 4 Mark an. **Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.**

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.



Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet über die im Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin S.W. 68 erscheinende

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und Technik.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Kuranstalt

Prächtige Lage, Alpenpanorama. Erstklass.,
Könl. Vortrill. mediz. Einrichtung. Für Erholungs-
bedürftige, Innere- und Nervenkrankte.

Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Prospekte auf Wunsch.
Chefarzt:
Dr. Wiszwianski.

bei München
im Isartal.

Ebenhausen

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
für **Zuckerkrankte**

Dresden-A., Lukasstr. Eigenes Laboratorium Näheres im Prospekt.

Dr. Ziegelroth's

1) Luft- und Sonnenbad. 2) Behandlung
Fettleibiger und Zuckerkranker. 3) A-B-C
für junge Mütter. 4) Koehbuch des Sani-
toriums. Zu beziehen durch das Büro von

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wanneseebahn.

Meiningen

Sanatorium für Nervenkrankte und Ent-
ziehungskuren. Modern nach physik.-diätet.
Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter
dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte
Bettenszahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Finkennühle

1. Thür. Wald, Post Mellenbach 4.
Kuranstalt u. Erholungsheim.
Besitzt alle neuzeitl. Kurmittel, eignet sich für Diät- u. Regenerationskuren bei nervöser
Erschöpfung u. Magen- u. Darmleiden. Zentralheizung. Beste Verpflegung. Elektr. Licht.
Konsult. Arzt: Dr. R. Arendt. — Prosp. d. d. Direkt.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königgrätzer Str. 110c.

Oberwaid

bei St. Gallen (Schweiz)
Sanatorium ob. d. Bodensee,

auch zur Erholung und Nachkur. Physik.-diät. Heilweise. Beste Gelegenheit die Kur mit
einer Schweizreise zu verbinden. Subalpines mild. Klima. — Herrliche Lage. — Prosp. frei.

Sanatorium Naumburg

a. Saale, Thüringen. Allbe-
währte Naturheilanstalt in reizender,
geschützter Lage. Erfolgreichste Be-
handlung innerer Krankheiten. Leiden.

auch bei Frauenleiden. Mäßige Preise. Prospekte gratis. Ärztliche Leitung Dir. C. Wagner.

Schockethal

b. Cassel, Nerv.-Kurort, f. allg. Heiln. Gr. Erfolg. Ent-
scheidende Lage. Pros. tel. 951 Amt Cassel. Dr. Schönm 1611 f.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.
Diätet. Kuren nach Schroth.

Briefmarken

Auswahlen. Katalog u.
Zeitung versendet
Philipp Kosack, Berlin, Burgstr. 12.

Naturgemässes
Erholungsheim
Grossjena

b. Naumburg a. S., Tafr. 12.
Prosp. d. Leitung.

Nervenschwäche

der
Männer
Ausführliche Prospekte
mit gericht. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.

Eheschliessung in England!

Krafts Führer d. betr. Gesetze u. Ratgeber
für Reflekt. 1,50 Mk. durch alle Buchhandlungen,
Brook & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

Teppiche

Prachtstücke 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis
800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbel-
stoffe, Steppdecken etc.

billigst im Spezialhaus Berlin, 158
Katalog (600 Illstr.) Emil Lefèvre.
grat u. fr.

Die

Deutsche Nafta-Gesellschaft

mit beschränkter Haftung

Berlin W. 9, Potsdamerstr. 129/30,
Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher Amt VI No. 1906 u. 1907

empfiehlt die von ihr neu geschaffenen und notierten

Nafta Brutto-Certificate

(unter notarieller Treuhänderschaft)

an fündigen Naftawerken Oesterreich-Ungarns. Dieselben bringen sofort monatlich zahlbaren, langdauernden Ertrag (M. 25—300 monatlich), sind in jeder Beziehung

frei von jeder Nachzahlung.

Preis pro Certificat M. 600—1600.

Ausserdem empfiehlt sie erstklassige Naftaterrains zu kulantestesten Bedingungen.

Jede Auskunft wird bereitwilligst erteilt.

SAMUEL ZIELENZIGER

Bankgeschäft

Gegründet 1852

Hauptgeschäft: BERLIN W.9, Bellevuestrasse 5.

Fernsprechanschlüsse:

Für Ferngespräche: Amt VI, Nr. 8005, 8006, 8007, 8008.

Für Stadgespräche: Amt VI, Nr. 9270, 9271.

Zweigniederlassung: ESSEN (RUHR), Burgstr. 8.

Fernsprechanschlüsse: Nr. 231, 486, 747 775.

Telegramm-Adresse: **Bahnenbank Berlin bezw. Essenruhr.**

**An- und Verkauf sämtlicher an der Berliner
und an den auswärtigen Börsen gehan-
delten Effektenwerte.**

**Handel in Bergwerksanteilen (Kuxen), in
Aktien und Obligationen ohne offizielle
Börsennotiz und in Anteilen von Gesell-
schaften m. b. H.**

Die Nachfrage- und Angebotpreise meiner Firma in Bergwerksanteilen (Kuxen) werden täglich in den massgebendsten deutschen Zeitungen, diejenigen von amtlich nicht notierten Werten und Anteilen von G. m. b. H. im Berliner Börsencourier, in der Berliner Börsenzeitung, dem Berliner Tageblatt, der Frankfurter Zeitung veröffentlicht.

Original

Haase-Bier

Breslau

Niederlage Berlin:

Schlesischestrasse 28.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 All Komfort Zentralheiz. elektr. Licht Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.
 Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.
 Arbeits- und Beschäftigungskuren. **Dr. J. Marcinowski.**

Emil Wechsler & Co. Bankgeschäft

Tel. III 3047 u. 3048. **BERLIN C.2, Burgstr. 26.** Tel.-Adr. Bankwechsler.

Kulante Erledigung aller in das Bankfach fallenden Geschäfte. Unsere Tages- und Wochenberichte über Börsen und Kuxenmarkt, sowie unsere monatlich erscheinenden „Finanziellen Mitteilungen“ stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Paris s'amuse
 Pariser Führer ill. deutsch M. 2.—
 „gr. Ausg. franz. M. 4.—
 gegen Nachnahme 80 Pfg. mehr.
 Sonstige Bücher aller Sprachen, Kataloge gratis.
 Ch. Corday, 19 Z. rue Claude Bernard Paris.

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte
 Wien I, Concordiaplatz 4,
 liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungsausschnitte
 über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

MORGEN

Wochenschrift. HERAUSGEBER: W. SOMBART, RICH. STRAUSS, GEORG BRANDES, RICHARD MÜLLER, HUGO VON HOFMANNSTHAL. ::

Aus dem Inhalt des Heft 4 vom 5. Juli:

David Kolgen: Der Kulturakt und die Revolution.
 O. J. Bierbaum: Wie der Franzose den Deutschen sieht (offener Brief an Maurice Barrès).
 Staatsminister v. Podbielski: Finanzpolitik I.: Im Reich.
 v. Memento!
 Bernard Shaw: Jagd nach dem Vergnügen.
 Frank Wedekind: Musik/Drama II.
 Felix Salten: Der Wiener Korrespondent.
 Alfred Lansburgh: Konjunktur und Fiskus.
 General v. Bredow: Einem neuen Sedan entgegen.

== JEDES HEFT 50 PFENNIGE. ==

MARQUARDT & Co, BERLIN W⁵⁰, EISLEBENERSTR. 14.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie von **Hamburg** nach den **Nordseebädern**

Cuxhaven
Helgoland

Westerland a. Sylt
Amrum, Wyk a. Föhr
v. 29. April bis
30. September



Norderney,
Borkum, Juist
und Langeoog

v. 16. Juni bis
15. September

fahren der neue Turbinen-
Schnelldampfer

„Kaiser“

u. die bewährten Schnelldampfer

„Cobra“, „Prinzessin Heinrich“,
„Silvana“.

Abfahrt St. Pauli Landungsbrücke. Werktags 8⁰⁰ Vm. Sonntags 7³⁰ Vm

Fahrpläne und
Fahrkarten bei dem **Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg IX.**

dessen Agenten u. den grösseren Eisenbahnstationen.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Aunirschung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.



Im herrlichen Zackental! „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Fahrlinie: Warmbrunn-Schreibberghaus.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Eigenschaften der Neuzeit
eingerichtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder
Administration in Berlin S.W.,
Möckernstr. 115.



Henkell Trocken